Grimm, Jakob Ludwig Karl
Der deutsche Gedanke bei
Jakob Grimm

DD
76
G8

Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm

In Grimm's eigenen Worten dargestellt von

Theodor Matthias

R. Voigtländer's Verlag · Leipzig.

Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm

In Grimms eignen Worten dargestellt

von

Theodor Matthias

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

LIBRARY
MAR 29 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

DD
76
G8

Dem Andenken
meines lieben einzigen Sohnes

Dr. phil. Walther Matthias

Ritter des Eisernen Kreuzes

gefallen bei Beausejour
15. März 1915

Vorwort.

Kein Gelehrter vor Jakob Grimm und wenige nach ihm haben so wie dieser überragende Altmeister der Deutschkunde die Fülle der Quellen zu innerstem Verständnis deutschen Lebens rauschen hören und die Wasseradern blinken sehen, die vom heimischen zu fremdem Volkstum ziehen und umgekehrt. Als Gelehrter hat er daher fast alle Gebiete der Deutschwissenschaft schon ausgebaut oder doch abgegrenzt und angelegt, aber es hat nicht ausbleiben können, daß fortschreitende Erkenntnis da und dort einen Stein des Baues und Linien seines Schmuckes verschob. Der aufrechte Mann, der weise, willensstarke Deutsche in ihm hat, außer etwa in Rudolf Hildebrand, auf den Lehrstühlen der Deutschkunde seitdem noch nicht wieder seinesgleichen gehabt. Und doch sind für die gebildeten Deutschen samt den Deutschlehrern unter ihnen die meisten dieser Lebenswerte des Menschen Grimm noch ein ungehobener Schatz.

Wenn je eine Zeit, drängt die unsrige, das gewaltige Ringen des deutschen Volkes um seine Daseinsberechtigung und ungehemmte Bewegungsfreiheit, diese Werte in Umlauf zu bringen und für den nach dem großen Weltkriege unerläßlichen deutscheren Ausbau unsers Tun und Denkens zurechtzustellen. Nicht einer Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen des Begründers der Deutschwissenschaft also gelten die folgenden Blätter; sie liegt in mancherlei Schriften über den großen Mann vor und wird dauernd in der Festhaltung der von ihm geschaffenen Grundlagen dieser Wissenschaft betätigt. Vielmehr ist es auf eine Rüstkammer abgesehn, aus der Alter wie Jugend, Gelehrte und Ungelehrte, überhaupt alle, die denkend an der Vertiefung deutschen Wesens mitarbeiten wollen, die wissenschaftlich begründete Gewähr für die Richtigkeit ihres Fühlens und Wollens entnehmen können.

Wesentlich im Wortlaut seiner Selbstdarstellungen sind die Hauptzüge von Grimms Leben vorangestellt, nicht so sehr die Linien oder gar einzelnen Punkte der äußeren Geschehnisse, als Stimmungen und Strebungen, aus denen sich jene gestalteten. Die oft mit wahrhaft künstlerischem Schönheitssinn gepflegten Blüten und Früchte der Erkenntnis, die der zweite Teil zusammenstellt, werden dann, wie sie von der ernstlichen

Forschung genährt sind, als das echte Gewächs auf dem Boden eines Lebens und Denkens erscheinen, die eine wunderbare Einheit darstellen.

Ein Nachfolger des Altmeisters in Berlin, Wilhelm Scherer, hat Grimms Wesen als häuslich und heimatlich gebundene prunklose Genialität bezeichnet. Möge das kommende größere Deutschland die Welt solchen Geistes einen immer stärkeren Hauch verspüren lassen, dann wird das größere auch ein schöneres Deutschland sein.

Plauen i. V.

Theodor Matthias.

Inhaltsübersicht.

I. Teil: Züge des Lebens. S. 9—42.

1. Selbstbiographie (Göttingen 1830; veröffentlicht 1831) mit Werken der Frühzeit. S. 11—24.
2. Über meine Entlassung (Basel 1838). S. 25—34.
3. Einzelheiten aus Grimms Leben und letzten Jahren mit Verzeichnissen der bedeutendsten späteren Schriften. S. 35—42.

II. Teil: Silberblicke des Denkens. S. 43—130.

4. Das Vaterland. S. 45—57.
   Deutschland und sein Geschick: S. 45—52. — Frankreich: S. 52—54. — Italien: S. 54f. — Skandinavien: S. 55—57.
5. Staat und Stände: S. 58—69.
   Das Deutsche Reich in den Napoleonischen Kriegen: S. 58—60. — Preußen: S. 60f. — Stände und Verfassung: S. 61—69.
6. Sprache und Dichtung: S. 70—88.
   Die Sprachen nach Zeiten und Völkern: S. 70f. — Sprache, Volk und Staat: S. 71—77. — Sprachreinheit: S. 77—88.
7. Volkstum und Sittlichkeit: S. 89—102.
   Bekenntnisse zur deutschen Sitte und Art, Kunst und Rechtsübung: S. 89—95. — Mann und Frau: S. 95f. — Grimms deutsche Denk- und Sinnesart: S. 96—102.
8. Bildungswesen: S. 103—108.
   Fremde und heimische Bildungswerte: S. 103—106. — Geist des Lernens und Lehrens: S. 106—108.
9. Wissenschaft und Glaube: S. 109—123.
   Der geborne Forscher: S. 109. — (Forschungs-)Reisen: S. 110. — Gelehrsamkeit und Forschertätigkeit, deutsche zumal: S. 110f. — Gelehrte Gesellschaften: S. 112. — Wissenschaftliche Bestimmung des Menschen: S. 114. — Wirkliche Sprachforschung: S. 115. — Englisch und Deutsch: S. 116. — Kirche und Bekenntnisse: S. 117—119. — Bestattungsweisen: S. 119—122. — Dogma und Religion: S. 122f.
10. Gott und Natur: S. 124—130.
    Jakob Grimm und sein Gott: S. 124f. — Gottesvorstellungen: S. 125 bis 128. — Das Wunder der Schöpfung und ihres Lebens: S. 128—130.

Schluß: S. 131—134.

Der Mann und sein Stil.

Grimms Persönlichkeit und ihr Ausdruck in seiner Darstellungsweise: S. 131. — Deren Entwickelung: S. 132f. — Gebiete und Wesen seiner Bildersprache: S. 133f.

Eckige Klammern [—] bezeichnen Zusätze des Herausgebers. Ein Sternchen (*) bezeichnet Anmerkungen aus Grimms Feder. Ein Kreuz (†) bezeichnet Anmerkungen des Herausgebers.

Züge des Lebens.

1.

Selbstbiographie.

Grimm (Jakob Ludwig Karl). Ich bin der zweite Sohn meiner Eltern und zu Hanau 4. Januar 1785 geboren. Mein Vater wurde, als ich ohngefähr sechs Jahre alt war, zum Amtmann nach Steinau an der Straße, seinem Geburtsort, ernannt, und in dieser wiesenreichen, mit schönen Bergen umkränzten Gegend stehen die lebhaftesten Erinnerungen meiner Kindheit. Aber allzu frühe schon, den 10. Januar 1796, starb der Vater[1]), und ich sehe den schwarzen Sarg, die Träger mit gelben Zitronen und Rosmarin in der Hand, seitwärts aus dem Fenster, noch im Geist vorüberziehen. Ich weiß mir ihn überhaupt sehr genau vorzustellen, er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibtisch und vor allem seine Schränke mit ihren sauber gehaltenen Büchern, bis auf die rot und grünen Titel vieler einzelnen darunter, sind mir lebhaft vor Augen. Wir Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch Tat und Beispiel streng reformiert erzogen: Lutheraner, die in dem kleinen Landstädtchen unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflegte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht recht vertraut umgehen dürfte, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegenen Salmünster oft durchreisten, gemeinlich aber schon an ihrer bunten Tracht zu erkennen waren, machte ich wohl mir scheue, seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist es mir, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformierter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig sein könnte; so fest hängt sich aller Glaube an die ersten Eindrücke der Kindheit; die Phantasie weiß aber auch leere und schmucklose Räume auszustatten und zu beleben, und größere Andacht ist nie in mir entzündet gewesen, als wie ich an meinem Konfirmationstage nach zuerst empfangenem heil. Abendmahl auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen sah, in welcher einst mein Großvater auf der Kanzel gestanden hatte. Liebe zum Vaterland war uns, ich weiß nicht wie tief, eingeprägt, denn gesprochen wurde auch nicht davon, aber es war bei den Eltern nie etwas vor, aus dem eine andere Gesinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unsern Fürsten[2]) für den besten, den es geben könnte, unser Land für

[1]) 26. Februar 1829 noch schrieb der dankbare Sohn an den Bruder Ferdinand: Der Vater wurde mitten aus seiner Wirksamkeit durch den Tod gerissen, ohne Freude und vergeltende Liebe an seinen Kindern zu erleben.

[2]) Landgraf Wilhelm IX., der 1. Mai 1803 als Wilhelm I. die Kurfürstenwürde annahm.

das gesegnetste unter allen. Es fällt mir ein, daß mein vierter Bruder, der von uns hernach am frühsten und längsten im Ausland leben mußte, als Kind auf der hessischen Landkarte alle Städte größer und alle Flüsse dicker malte. Mit einer Art von Geringschätzung sahen wir z. B. auf Darmstädter herab.

Wir wurden bei einem Stadtpräzeptor Zinkhahn unterrichtet, von dem wenig zu lernen war außer Fleiß und strenge Aufmerksamkeit, aber aus dessen charakteristischem Benehmen uns eine Menge ergötzlicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben ist. Den Zeiger auf dem weißen Zifferblatt der nämlichen Standuhr, die schon damals in der elterlichen Stube stand und noch jetzt in meiner Wohnung geht, sehe ich mir manchmal darauf an, ob er mir die Ankunft oder das ersehnte Weggehen des Schulmeisters in dem himmelblauen Rock mit schwarzer Hose und Weste ankündigte. Bald wurde es notwendig, auf unsere gründlichere Unterweisung Bedacht zu nehmen. Das Vermögen der Mutter war schmal, und sie hätte uns sechs Kinder schwer auferziehen können, wenn nicht eine ihrer Schwestern, Henriette Philippine Zimmer, die bei der Höchstsel. Kurfürstin oder damaligen Landgräfin von Hessen erste Kammerfrau und von der reinsten, aufopfernden Liebe zu uns beseelt war, sie treulich unterstützt hätte. Diese ließ mich und meinen Bruder Wilhelm also i. J. 1798 nach Kassel kommen und in Kost geben, damit wir uns auf dem dortigen Lyzeum ausbilden sollten. Ich konnte erst in Unterquarta gesetzt werden, so sehr war ich noch zurück, aber nicht durch meine Schuld, sondern durch bloßen Mangel an Unterricht; denn ich hatte von Jugend auf eine ungeduldige, anhaltende Lernbegierde. Jetzt rückte ich schnell durch alle Klassen hinauf und war wohl fast immer ein Primus; die Samstagsmorgen, an denen durch ein Exerzitium zertiert wurde, waren wichtige, heiße Tage. Überdenke ich meine Kasseler Schuljahre von 1798—1802, so erkenne ich zwar dankbar, wie mancherlei ich in dieser Zeit gelernt habe, aber es kommt mir doch vor, als wenn das damalige Lyzeum bei weitem nicht unter die vollkommensten Anstalten seiner Art gerechnet werden durfte. Der Vorsteher des Ganzen war Prof. Richter, ein gründlicher Philolog, ich glaube in Ernestis Schule gebildet, und er wußte auch durch seinen herzlichen Unterricht alle Schüler zu gewinnen; aber die Last eines hohen Alters hatte ihn zu meiner Zeit bereits allzusehr geschwächt ... Bei dem damaligen dritten Lehrer, dem noch jetzt als Professor und Rektor an derselben Schule stehenden Kollaborator Cäsar, ging es zwar ordentlicher [als bei dem vierten Lehrer], und es wurde gelernt, aber hingezogen fühlte ich mich doch nie zu seinem Unterricht, wie zu dem des sel. Richter, welches vielleicht mit davon herrührte, daß er mich nach alter Sitte Er anredete, während alle meine Schulkameraden aus der Stadt ein Sie bekamen, vermutlich weil ich vom Lande her in die Stadtschule aufgenommen worden war.

Solche Ungleichheit, die auch seitdem gewiß lange abgestellt worden ist, sollte sich ein Lehrer nie erlauben, weil sie von allen Schülern lebhaft wahrgenommen wird. Aber auch der Unterricht selbst, wie er damals auf dieser gutfundierten Schule erteilt wurde, ist mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeschichte, Anthropologie, Moral, Physik, Logik und Philosophie, was man Ontologie nannte, meist nach Ernesti initia doctrinae solidioris, vertan und dem philologischen und historischen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf den Gymnasien sein müssen, abgebrochen. Unter den Mitschülern, die auf derselben Bank oder an denselben Tischen saßen und mit denen ich vertrauter umging, will ich den verstorbenen Ernst Otto von der Malsburg und Paul Wigand nennen, die sich beide in der Folge, wiewohl auf sehr verschiedene Weise, als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Neben täglichen sechs Stunden auf dem Lyzeum brachte ich mit meinem Bruder noch wenigstens vier oder fünf Stunden täglich in Privatstunden bei dem Pagenhofmeister Dietmar Stöhr zu, einem Manne, der, was ihm an tieferer Kenntnis abging, durch Freude am Unterricht, liebreiche Geduld und wahre Teilnahme an uns hinlänglich ersetzte. Er half im Latein nach und lehrte besonders französische Sprache. Im ganzen hatte man uns doch zu viel aufgelastet; ein paar Freistunden hätten uns wohlgetan, wir hatten aber mit wenigen Leuten Umgang und verwendeten beinahe alle Muße, die uns noch von der Schularbeit übrigblieb, auf Zeichnen, worin wir es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten; ja, diese Fortschritte sind es, die hernach unsern jüngern Bruder Ludwig Emil ansteckten, der sich seitdem sowohl durch radierte Blätter als durch Ölmalerei rühmlich hervorgetan hat.

Im Frühjahr 1802, ein Jahr früher als Wilhelm, der um diese Zeit lange und gefährlich kränkelte, bezog ich die Universität Marburg. Die Trennung von ihm, mit dem ich stets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geschlafen hatte, ging mir sehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Beendigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Teil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Teil der großen Liebe, die sie uns mit der standhaftesten Selbstverleugnung bewies, ersetzen zu können. Jura studierte ich hauptsächlich, weil mein sel. Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte; denn was verstehen Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fest und entschieden fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt aber in diesem Haften bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Ratsames. In viel späteren Jahren hätte mich zu keiner anderen Wissenschaft Lust angewandelt als etwa zur Botanik. Der sel. Vater

hatte auch gewissermaßen vorgearbeitet und mir noch vor dem zehnten Jahre allerhand Definitionen und Regeln aus dem Corpus juris eingeprägt, er hatte auch wohl zum dereinstigen Gebrauch seiner Kinder aus seiner Praxis merkwürdige Fälle mit sauberer Hand aufgeschrieben. Zu Marburg mußte ich eingeschränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Witwe eines Amtmanns war und fünf Söhne für den Staat groß zog; die fettesten Stipendien wurden daneben an meinen Schulkameraden von der Malsburg ausgeteilt, der zu dem vornehmen hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte. Doch hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes gegenüber dem, was andern Stand und Reichtum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigentümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln. In Marburg hörte ich nacheinander bei Bering Logik und Naturrecht, ohne aus beiden wahre Frucht zu ziehen; bei Weiß Institutionen, Pandekten, zuletzt auch ein lateinisches examinatorium; bei Erxleben Pandekten und canonicum, bei Robert Reichsgeschichte, Staatsrecht, Lehnrecht und die practica; bei Bauer deutsches Privatrecht und criminale. Unter diesen allen zog mich wohl der muntere und gelehrte Vortrag von Weiß am meisten an, bei Erxleben herrschte Eintönigkeit und eine bereits veraltende Manier. Was kann ich aber von Savignys Vorlesungen anders sagen, als daß sie mich aufs gewaltigste ergriffen und auf mein ganzes Leben und Studieren entschiedensten Einfluß erlangten? Ich hörte bei ihm Winter 1802 bis 1803 juristische Methodologie sowie Intestaterbfolge (das im Sommer 1802 von ihm gelesene testamentarische Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeschrieben und nachgeholt); Sommer 1803 römische Rechtsgeschichte, Winter 1803 bis 1804 Institutionen und Obligationenrecht. Im Jahre 1803 war das Buch über den Besitz erschienen, welches begierig gelesen und studiert wurde. Savigny pflegte damals in seinen Kollegien den Zuhörern die Interpretation einzelner schwieriger Gesetzstellen aufzugeben und die eingegangenen Arbeiten erst schriftlich auf dem eingereichten Bogen selbst und dann öffentlich zu rezensieren. Einer meiner ersten Aufsätze betraf die Kollation, und ich hatte die darin aufgestellte Frage vollkommen begriffen und richtig gelöst; welche unbeschreibliche Freude mir das machte und welchen neuen Eifer das meinen

Studien gab, wäre zu bemerken unnötig. Das Überbringen dieser Ausarbeitungen veranlaßte nun öftere Besuche bei Savigny. In seiner damals schon reichen und auserwählten Bibliothek bekam ich dann auch andere nicht juristische Bücher zu sehen, z. B. die Bodmersche Ausgabe der deutschen Minnesänger, die ich später so oft in die Hand nehmen sollte, und auf welche Tiecks Buch[1]) und dessen hinreißende Vorrede mich gespannt gemacht hatte. Im Sommer 1804 verließ Savigny die Universität, um eine literarische Reise nach Paris anzutreten.

Je älter man wird, desto leichter in Versuchung gerät man, die Zeit seiner Jugend im Vergleich mit dem späteren Erlebten zu erheben und für musterhafter zu halten. Aus den Jünglingsjahren sind wir uns der ersten Kraft und des reinsten Willens am sichersten bewußt, und es kommt uns da auch von andern überall entgegen. Ich möchte nun auch den damals unter den Marburger Studierenden waltenden Geist rühmen; es war im ganzen ein frischer, unbefangener; Wachlers freimütige Vorlesungen über Geschichte und Literaturgeschichte machten auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck, und besonders erfreute ein publicum, das er im großen öffentlichen Hörsaal wöchentlich las, sich eines ungeteilten Beifalls. Die Obergewalt des Staats hat seitdem merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen. Sie will sich ihrer Angestellten fast allzu ängstlich versichern und wähnt, dies durch eine Menge von zwängenden Prüfungen zu erreichen. Mir scheint es, als ob man von der Strenge solcher Ansicht in Zukunft wieder nachlassen werde. Zu geschweigen, daß sie der Freiheit des sich aufschwingenden Menschen die Flügel stutzt und einem gewissen für die übrige Zeit des Lebens wohltätigen harmlosen Sichgehenlassenkönnen, das hernach doch nicht wiederkehrt, Schranken setzt, so ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche Talent meßbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht. Es entspringt also aus den vielen Studienvorschriften, wenn sie durchzusetzen sind, einförmige Regelmäßigkeit, mit welcher der Staat in schwierigen Hauptfällen doch nicht beraten ist. Wahr ist es, das ganz Schlechte wird dadurch aus Schule und Universität abgewehrt, aber vielleicht wird auch das ganz Gute und Ausgezeichnete gehemmt und zurückgehalten. Im Durchschnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntnissen als vormals; aber im Durchschnitt geht dennoch daraus eine gewisse Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es ist alles zu viel vorausgesehen und vorausgeordnet, auch im Kopf der Studierenden. — —

Januar 1805 traf durch Weiß ein unerwartetes Anerbieten ein. Savigny schlug mir vor, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen. Wiewohl ich in meinem letzten halben Jahr studierte und gedachte, auf Ostern oder im Sommer

[1]) Minnelieder aus der schwäbischen Vorzeit, 1803.

abzugehen, so war doch die Aussicht einer näheren Verbindung mit Savigny selbst und die Reise nach Frankreich reizend genug, daß ich mich gleich entschied und nichts Eilenderes zu tun hatte, als Briefe an Mutter und Tante abzusenden, die mir ihre Einwilligung erbitten sollten. Wenig Wochen darauf saß ich schon im Postwagen und traf über Mainz, Metz und Chalons Anfang Februar glücklich zu Paris ein. Die liebe Mutter war jede Nacht aus dem Bett aufgestanden, um nach dem kalten Wetter zu schauen, was mir später einmal die Schwester erzählte; Frankreich schien ihr ganz aus dem Bereich, und sie hatte nur mit heimlicher Angst ihren Willen zu der Reise gegeben. Ich befand mich aber vortrefflich aufgehoben und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Was ich von Savigny empfing, überwog bei weitem die Dienste, die ich ihm leisten konnte; durch eine öffentliche Anerkennung derselben in der Vorrede zum ersten Bande der Geschichte des römischen Rechts hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude zubereitet. Auch ist ein ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel die Folge unserer näheren Bekanntschaft gewesen. September 1805 wurde die Heimreise angetreten, und Ende des Monats traf ich mit Wilhelm, den ich zu Marburg mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei der Mutter in Kassel ein, die unterdessen, damit sie ihr Alter in ihrer Kinde[1]) Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau nach Kassel gezogen war.

Um meine Anstellung wurde sich[2]) nun gleich noch denselben Winter beworben. Ich wünschte Assessor oder Sekretär bei der Regierung zu werden, aber alles war versperrt, und mit genauer Not erlangte ich endlich den Akzeß beim Sekretariat des Kriegskollegiums und 100 Reichstaler Gehalt (ohngefähr Januar 1806). Die viele und geistlose Arbeit wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtet, und gegen die neumodische Pariser Kleidung mußte ich in steifer Uniform mit Puder und Zopf stecken. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, sowie durch den Ankauf seltner Bücher *angefacht* worden war.

Auf diese Weise verstrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte *Stürme* über unser Vaterland hereinbrachen, die auch mich betreffen und aus dem kaum betretenen Wirkungskreise stoßen sollten. Gleich nach der feindlichen Okkupation verwandelte sich das Departement des Kriegskollegiums, wobei ich den Dienst zu versehen hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungskommission. Mit der französischen

[1]) Die richtige ältere Form.

[2]) Eine nicht einwandfreie Gestalt der Leideform, mit deren gelegentlicher Wahl Grimm dem Regelrechten wohl hat ein Schnippchen schlagen wollen.

Sprache konnte ich mir besser als die übrigen helfen, und ein großer Teil der lästigen Geschäfte fiel auf meine Schultern, so daß ich ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte. Müde, mich mit den französischen Kommissärs und Verwaltungsbeamten, die uns damals überschwemmten, länger zu befassen, und fest entschlossen, bei der neu bevorstehenden Organisation um keinen Preis in diesem Fach angestellt zu bleiben, nahm ich, sobald es anging, meine Entlassung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Diensten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutragen. Ich glaubte, um einen Posten bei der öffentlichen Bibliothek in Kassel werben zu können, da ich mich teils in das Lesen von Handschriften eingeübt, teils durch Privatstudien mit der Geschichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wohl fühlte, daß ich in diesem Fache größere Fortschritte tun würde, während mir die Erlernung des französischen Rechts, in das sich unsere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünschte Stelle wurde einem andern zuteil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets getäuschten Aussichten begonnen war, hatte ich bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1808 starb, erst 52 Jahre alt, die beste Mutter, an der wir alle mit warmer Liebe hingen, und nicht einmal mit dem Trost, eins ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umstanden, versorgt zu wissen[1]). Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich meiner verbesserten Lage erfreut haben!

Ich war durch Johannes' v. Müller[2]) Empfehlung dem damaligen Kabinettssekretär des Königs Cousin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Es muß an andern, begünstigten Mitbewerbern gefehlt haben, sonst wäre mir schwerlich eine solche Stelle, wie es den 5. Juli 1808 wirklich geschah, zuteil geworden. Meine Fähigkeit dazu war von niemand geprüft, die ganze Instruktion des Königlichen Kabinettssekretärs bestand in den Worten: Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der sich nach einigen Monaten, vermutlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder eine Zeit verflossen war, kündigte mir eines Morgens der König selbst an, daß er mich zum Auditeur au Conseil d'Etat ernannt habe,

[1]) Von ihrem Ende hat der älteste Sohn an anderem Orte vermerkt: Die Mutter phantasierte und träumte in ihrer Sterbensnacht, daß die Franzosen verlören und die Hessen siegreich auf einer Wolke himmelan stiegen. Sie sprach alles laut aus.

[2]) Der berühmte Geschichtschreiber J. v. M. aus Schaffhausen (1752—1809) war 1807 als Staatssekretär, dann Generaldirektor des gesamten Unterrichtswesens in den Dienst König Jérome Bonapartes von Westfalen getreten.

doch solle ich die Bibliotheksstelle daneben und hauptsächlich bekleiden (7. Februar 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrate galt damals für ein besonderes Glück und führte leicht zu höheren Stufen. Da es überdem meine Besoldung um 1000 Fr. mehrte, so genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Rtlr., der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen hatte, und alle Nahrungssorgen verschwanden.

Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Kabinett aufzuhalten, konnte auch während diesen nach Besorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich lesen oder exzerpieren. Bücher oder Nachsuchungen in Büchern wurden vom König nur selten verlangt, an andere wurde aber gar nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unverkümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache. Denn der Staatsrat machte mir, außer daß ich in gestickter Prachtuniform den Sitzungen beiwohnen mußte, wenig zu schaffen, und bald merkte ich, daß, wenigstens wenn der König nicht persönlich den Vorsitz hatte, ich auch in den Sitzungen nicht immer zu erscheinen nötig hatte. Von allen Gesellschaften wußte ich mich auszuschließen und lebte, wenn man hinzurechnet, daß der König oft monatelang abwesend war, dann das ungestörteste Leben. Von dem König kann ich nicht übel reden; er benahm sich gegen mich immer freundlich und anständig, er schien, besonders in den letzten Jahren, zu mir, als dem einzigen Deutschen im Kabinett, weniger Zutrauen zu haben als zu den übrigen Angestellten, die sämtlich Franzosen waren; und ich finde das natürlich. — — —

Widriges kam aber doch auch dazwischen. Eines Morgens sollte der Saal im Wilhelmshöher (damals einfältig genug Napoleonshöher) Schloß, der die Bibliothek enthielt, schnell zu andern Zwecken umgeschaffen werden. Auf das Unterbringen der Bücher anderswo war nicht der geringste Bedacht genommen. Auf der Stelle mußte ich in anderthalb Tagen alle Schränke räumen, alle Bücher übereinander werfen und, so gut oder übel das gehen wollte, in einen großen beinahe dunkeln Bodenraum schleppen lassen. Da lag nun das, wofür mein Amt geschaffen worden war, in leidigster Unordnung. Bald darauf wurden jedoch einige tausend Bände, die man für die nützlichsten hielt, ausgesucht, um im Kasseler Schloß zu den andern, die sich schon früher dort befanden, aufgestellt zu werden. Dort stand ihnen aber eine neue noch größere Gefahr bevor. Im November 1811 geriet um Mitternacht das Schloß in Brand; als ich hineilte, standen gerade die Gemächer unter dem Bibliothekszimmer in voller Flamme. In Rauch und Qualm wurden alle Bücher von Leibgardisten, die Lichter trugen, aus den Fächern genommen, in große Leinentücher gepackt und auf den Schloßplatz geschüttet. Neben und unter uns knisterte alles. Im Heruntergehen verirrte ich mich auf einer der kleinen Wendeltreppen und mußte ein paar Minuten

nach dem rechten Ausgang im Dunkeln umhertappen. Die wenigsten Bücher, was zu verwundern ist, gingen verloren, ehe aber neue Schränke bestellt und gemacht worden und ein neuer Ort für sie ausgewählt war, lag alles auf einem Haufen. Das waren nicht meine angenehmsten Tage.

1813, als der Krieg dem Königreich drohend näher rückte, wurde Befehl erteilt, die kostbarsten Bücher zu Kassel und Wilhelmshöhe einzupacken, um sie nach Frankreich zu versenden. Ich fuhr mit [dem neuen Kabinettssekretär] Bruguiere nach Wilhelmshöhe, der besonders auf die Kupferstichwerke drang, und suchte wenigstens die Sammlung von Handschriften, die sich auf hessische Kriegsgeschichte bezogen und vom 30jährigen Krieg an begannen (es war Eigenhändiges von Gustav Adolph, von Amalie Elisabeth[1]) usw. darunter), als unwichtig darzustellen. Auch blieben sie uneingepackt. Die eingepackten aber bekam ich erst 1814 zu Paris wieder zu sehen, als sie mir derselbe huissier (er hieß Leloup), der sie hatte packen helfen, dort für den Kurfürsten wieder ausliefern mußte. Der Mann machte große Augen, als er mich erblickte.

Die endliche, kaum gehoffte Rückkehr des alten Kurfürsten gegen Ende des Jahres 1813 war ein unbeschreiblicher Jubel, und für mich war die Freude nicht kleiner, auch die geliebte Tante, die ich nur einmal in Gotha besucht hatte, im Gefolge der Kurfürstin wieder einziehen zu sehen. Wir liefen an dem offenen Wagen durch die Straßen hin, die mit Blumengewinden behangen waren. In jenen Monaten war alles in aufgeregter Bewegung. Ich stand doch noch gut angeschrieben und kam in Vorschlag, als Legationssekretär den hessischen Gesandten zu begleiten, der ins große Hauptquartier der verbündeten Heere abgeschickt werden sollte. Meine Ernennung ist vom 23. Dezember 1813. Zwei meiner Brüder machten den Feldzug in der Landwehr mit, sie waren aus München und Hamburg, wo sie gelebt hatten, dazu ins Vaterland herbeigeeilt. Der gewählte Gesandte hieß Graf Keller, von Geburt kein Hesse, ein schon bejahrter und gutherziger, zuweilen eigensinniger, auffahrender Mann, dem der rechte hessische Trieb fehlte; aber wer hätte in jener großartigen Zeit nicht jeden Anstoß übersehen? Ich reiste um Neujahr 1814 von Kassel ab über Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe, Freiburg, Basel, Mümpelgart, Vesoul, Langres, Chaumont, Troyes. Von da ging es wieder zum Teil in eilender Flucht rückwärts bis Dijon; dann nach vierzehntägiger Rast neuerdings vorwärts über Chatillon, Troyes, Nogent in das frisch eingenommene Paris (April 1814). Vor zehn Jahren kein Gedanke, sobald und auf diesem Wege dahin zu kommen. Unterwegs hatte ich nicht versäumt, alle Bibliotheken zu besuchen, und jeder freie Augenblick in Paris wurde benutzt, um in den Handschriften zu arbeiten. Mittlerweile war auch mein nachheriger

[1]) Landgräfin A. E., eine tapfere und kluge Frau, die als Regentin von 1637 bis 1650 Hessen beim Westfälischen Frieden bedeutende Vorteile sicherte.

Kollege Völkel zu Paris eingetroffen, um die aus Hessen weggeschleppten Antiken und Gemälde zurückzufordern; ich half die entführten Bücher wiedererlangen, wie ich schon erwähnt habe. Im Sommer trat ich die Rückreise nach Kassel an und rüstete mich bald von neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Kongreß. In Wien brachte ich zu von Oktober 1814 bis Juni 1815, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich und mir Bekanntschaft mehrerer gelehrten Männer verschaffte. Von besonderem Vorteil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slawischen Sprache anfing bekannt zu machen. Aus Kassel empfing ich aber die Trauerbotschaft von dem Tod der lieben Tante Zimmer (15. April 1815), der einzigen älteren Verwandtin, die uns übriggeblieben war und der ich so viel zu danken habe. Kaum war ich zu den Geschwistern heimgekehrt, als mich, und diesmal eine Requisition der preußischen Behörde, in das zum zweitenmal eroberte Paris rief: ich sollte die aus einigen Gegenden Preußens geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschäfte des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblick keinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältnis zu den Pariser Bibliothekaren, die mich früher sehr gefällig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmal Langlès, den ich besonders drängte, so bitter, daß er mir nicht mehr gestatten wollte, auf der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Nebenstunden immer zu tun fortfuhr; nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, sagte er öffentlich. Ich machte die Handschrift, die ich eben auszog, zu, gab sie zurück und ging nicht mehr hin, um zu arbeiten, sondern nur um zu beendigen, was mir aufgetragen war. Zu Paris, wo ich diesmal ordentlicher (bei einem Advokaten in der rue de l'université) einquartiert war und ein tägliches Kostgeld von der Stadt bezog, erfreute ich mich besonders des näheren Umgangs mit dem preußischen Geheimen Kammergerichtsrat Eichhorn, der gerade eine schwere Krankheit auszustehen hatte. Erst im Dezember gingen meine Geschäfte glücklich zu Ende, und ich empfing später in Kassel ein Schreiben des Fürsten von Hardenberg (31. August 1816), das mir Zufriedenheit mit meiner Verrichtung bezeugte.

Von jetzt an beginnt die ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch die fruchtbarste Zeit meines Lebens. Nach Striders erfolgtem Tode hatte ich endlich den früher gewünschten Platz bei der Kasseler Bibliothek erlangt, an der auch nun Wilhelm ein Jahr früher arbeitete. Eine Anstellung bei dem Bundestag zu Frankfurt hatte ich entschieden abgelehnt. Ich wurde also zweiter Bibliothekar (16. April 1816) und behielt den bisherigen Gehalt von 600 Rtlr., Völkel war zum ersten Bibliothekar befördert worden. Die Bibliothek ist jeden Tag drei Stunden geöffnet,

alle übrige Zeit konnte ich nach Luſt ſtudieren und wurde nur durch kleine Nebenämter, wie das mir größtenteils aufgebürdete zenſoriſche, aber nicht bedeutend, geſtört. Mit meinem Kollegen Völkel lebte ich auf freundſchaftlichem Fuß; nichts hätte gefehlt als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder, und es würden uns in dieſer Hinſicht wenig Wünſche übriggeblieben ſein. Schnell verfloſſen die Jahre.

Nach dem Tode des höchſtſel. Kurfürſten [27. Februar 1821] traten in der Verwaltung der Bibliothek Veränderungen ein. Während vorher die Bibliothekare den ausgeworfenen Fonds jährlich bar empfangen und darüber der Finanzkammer Rechnung abgelegt hatten, wurde nunmehr die Bibliothek unter den Befehl des Oberhofmarſchallamts geſtellt, von dieſem ſollte in Zukunft jede zu leiſtende Zahlung verfügt und bewirkt werden. Ob dadurch der herrſchaftliche Dienſt gewonnen hat, will ich nicht beurteilen; ſo viel iſt ſicher, daß dadurch alle Zahlungen aufgehalten und daß dem Bibliothekar die Hände gebunden wurden, vorteilhafte Ankäufe gleich zu benutzen, wenn er nicht das Geld aus ſeiner eigenen Taſche vorſchießen wollte. Jene Behörde forderte auch hernach außerdem, daß zum Behufe einer notwendigen Kontrolle ihr eine Abſchrift des geſamten Katalogs (der aus 79 oder 80 Folianten beſtand) binnen kurzer Zeit eingereicht würde. Gegenvorſtellungen fruchteten nichts, und wir mußten, der alte Völkel, mein Bruder und ich, wirklich Hand anlegen und ohngefähr anderthalb Jahre die edelſten Stunden auf dieſe Abſchrift, deren Zweck wir nicht einſahen, verwenden. Man arbeitet noch alles gern, was irgendeinen Nutzen hat, aber dies Geſchäft, geſtehe ich, iſt mir das ſauerſte in meinem Leben geworden und hat mich ſtunden- und tagelang verſtimmt. Nützlich für die Bibliothek wurde die von dem jetzt regierenden Kurfürſten[1]) befohlene Abgabe eines Teils der Wilhelmshöher an die unſrige (etwa 200 Bände); manche alte Bekannte gingen mir von neuem durch die Hände. Im Januar 1829 ſtarb Völkel, dem ich ein längeres Leben zugetraut und ſicher von Herzen gegönnt hätte. Wir bildeten uns ein, gerechten Anſpruch auf Beförderung zu haben, ich war 23 Jahre im Dienſt, ich hatte ſeit 1816 niemals um Zulage angehalten und niemals eine erlangt; auch hoffte ich, der Bibliothekarſtelle keine Unehre gemacht zu haben. Allein es ſchlug anders aus. Der, ſoviel ich mich erinnere, im Jahre 1819 oder 1820 von Marburg nach Kaſſel als Hiſtoriograph verſetzte Profeſſor Rommel erhielt zu jener Zeit daneben die Aufſicht über die Urkunden des Hofarchivs, unter dem Titel eines Staatsarchivardirektors. Vor der franzöſiſchen Okkupation hatte ſich das Hofarchiv in einer gewölbten Kammer des alten Schloſſes befunden, war alſo ſeit 1814 notwendig in

[1]) Wilhelm II.

einem andern Lokal untergebracht worden, wo es verblieb, bis 1824 oder 1825 in einem Zimmer des Museums die Wachsbilder der alten Landgrafen weggeräumt wurden; das Zimmer wurde hernach zur Aufnahme des Archivs auserlesen. Diese lockere Verbindung zwischen Museum und Archiv sollte sich nunmehr zu einer festen stärken. Herr von Rommel (seit 1828 in den Adel des Kurfürstentums erhoben) wurde mit Beibehaltung seiner bisherigen Posten auch zum Direktor der Bibliothek und des Museums bestellt. Ich blieb, was ich seit 1816 war, zweiter Bibliothekar, mein Bruder, was er seit 1815 war, Sekretär, jeder von uns empfing 100 Rtlr. Zulage. Hiermit war uns beiden weitere Aussicht auf künftige Beförderung abgeschnitten. Die Sache hätte, auch wenn von Rommels Ansprüche berücksichtigt werden sollten, auf mehr als eine Art anders eingerichtet werden können. Zum Beispiel, er hätte die Direktion des Museums erhalten mögen, wenn ich den Posten eines Archivarius, mit angemessenem Gehalt, bekommen hätte und mein Bruder zum Bibliothekar ernannt worden wäre. Einem Archiv vorzustehen und ein so reiches und wenig benutztes, wie das hessische, nach Lust bearbeiten zu können, hätte meiner inneren Neigung noch mehr zugesagt als die Bibliotheksstelle. Der alte, simple Archivariustitel hätte mir auf lebenslang genügt und keiner Direktion so wenig wie früherhin es bedurft. Indessen bin ich nie von jemand gefragt worden und hütete mich wohl, Vorschläge verlauten zu lassen. Ich hatte mich ganz einfach um die erste Bibliothekarstelle gemeldet, als um das Gerechteste und was sich beinahe von selbst verstand. Die getroffene neue, alle bescheidenen Wünsche vernichtende Einrichtung mußte mich tief kränken. Ich hatte einen im Jahr 1816 durch Eichhorn indirekt mir geschehenen Antrag einer Professur zu Bonn geradezu abgelehnt und keiner Art Vorteil daraus zu ziehen gesucht, weil ich in Hessen zu leben und zu sterben dachte. Damals aber wäre es mir gewiß leichter und vorteilhafter gewesen, mich der akademischen Laufbahn zu widmen, als später. Unter der Hand geschah uns nun im Sommer 1829 der Antrag, einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen. Alle zu Rate gezogenen Freunde ermahnten dazu aus Kräften. Die geliebte und gewohnte Heimat aufzugeben, schien uns hart und schmerzhaft wie vorher, aus dem Geleise genau bekannter Beschäftigungen und einer uns Frucht bringenden Muße herauszutreten, fast unerträglich. Allein auch in dem Verhältnis zu einem neuen Vorgesetzten, der, wo er eingreifen oder schonen sollte, selbst noch nicht zu wissen schien, lag etwas Peinliches und Unheimliches. In dieser Stimmung folgten wir dem Gefühl der Ehre und entschieden uns für die unbedingte Annahme des Gebotenen. Unterm 20. Oktober erfolgte zu Hannover die förmliche königliche Vokation, die mich zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, meinen Bruder zum Unterbibliothekar ernannte, mit angemessenen Besoldungen, die unserer steten

Nahrungssorge im hessischen Dienst[1]) ein Ende machten. Schon unterm 30. Oktober wurde zu Kassel unsere Entlassung ausgefertigt. Neujahr 1830 haben wir die hiesigen Stellen angetreten. Wir sind von allen Kollegen zu Göttingen freundschaftlich aufgenommen worden, mein erstes Kollegium lese ich diesen Sommer über deutsche Rechtsaltertümer. Zwar sind die Bibliotheksarbeiten weit mühsamer als zu Kassel, aber sie bieten doch auch ihre Vorteile dar, die ich mit der Zeit noch viel deutlicher gewahren werde. Zwar ist die Göttinger Gegend nicht zu vergleichen mit der Kasseler, aber die nämlichen Sterne stehen am Himmel, und Gott wird uns weiter helfen.

[Es folgen zwei Abschnitte, in denen Gr. dankbar der Ernennungen zum Mitglied oder Ehrenmitglied gedenkt, durch die er von 17 gelehrten Gesellschaften, auch ausländischen, geehrt worden war, sowie der Doktordiplome, die er erhalten, das der philosophischen Fakultät von Marburg und das der Rechte von Berlin und Breslau.]

Ehe ich aufzähle, was von mir im Druck erschienen ist, bemerke ich im voraus, daß fast alle meine Bestrebungen der Erforschung unserer älteren Sprache, Dichtkunst und Rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet sind oder sich doch mittelbar darauf beziehen. Mögen diese Studien überhaupt manchem unergiebig geschienen haben oder noch scheinen; mir sind sie jederzeit vorgekommen als eine würdige ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt. Das Schwierige bestand hauptsächlich darin, daß die meisten Quellen noch gar nicht herausgegeben waren, oder unkritisch, daß man sich mühsam und mit Kostenaufwand der Handschriften versichern mußte und eigenhändige Abschriften nicht scheuen durfte. Die auf solche Abschriften verwandte Zeit ist aber keine verlorene, sondern eben sie führen auf genaues Verständnis und heben das Unsichere und Bedenkliche hervor. Ein anderer Grundsatz, der mir stets vorschwebte, war, in diesen Untersuchungen nichts gering zu schätzen, vielmehr das Kleine zur Erläuterung des Großen, die Volkstradition zur Erläuterung der geschriebenen Denkmäler zu brauchen. Die in dem folgenden Verzeichnisse besternten Bücher habe ich mit meinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich ausgearbeitet und herausgegeben, von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft: Geld, Bücher und angelegte Kollektaneen gehörten uns zusammen, es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden. Es war uns auch beiden förderlich. Eine solche Verbindung schriftstellerischer Tätigkeit ist

[1]) Es ist so rührend als staunenswert, wie es Jacob und Wilhelm Grimm ermöglichten, selbst fast ohne Vermögen, lange Zeit die jüngeren Brüder und eine Schwester zu erhalten.

es besonders für eine gewisse Zeit, wo sich abweichende Ansichten noch nicht deutlich ausgeprägt haben, wo das, worin einer dem andern zu weit oder nicht weit genug geht, noch nicht hinreichend entwickelt worden ist. Späterhin kann es auch wieder vorteilhaft sein, auf die eigne Hand Bücher zu schreiben, ohne daß die fortwährende gegenseitige und nähere Teilnahme an den Arbeiten des andern dadurch gestört wird. Wenn ich meinen Bruder hier rühmen dürfte, so könnte ich es viel besser als andere.

[Wichtigste] Schriften.

Über den altdeutschen Meistergesang, 1811. [Weiterhin angeführt: MG].
* Kinder- und Hausmärchen, 1812; 2. Bd. 1815. 2. Aufl. 1819. 3. Tl. 1822 [KH].
* Altdeutsche Wälder, Bd. 1—3. 1813, 1815, 1816 [AW].
* Deutsche Sagen 1. Tl. 1816. 2. Tl. 1818 [DS].
Deutsche Grammatik. 1. Tl. 1818 und wieder 1822; 2. Tl. 1826; 3. Tl. unter der Presse [Gr].
Deutsche Rechtsaltertümer, 1828 [DR].

2.

Über meine Entlassung.

war sint die eide komen? Nib. 562, 3.

Der Wetterstrahl, von dem mein stilles Haus getroffen wurde, bewegt die Herzen in weiten Kreisen. Ist es bloß menschliches Mitgefühl, oder hat sich der Schlag elektrisch fort verbreitet, und ist es zugleich Furcht, daß ein eigener Besitz gefährdet werde? Nicht der Arm der Gerechtigkeit, die Gewalt nötigte mich ein Land zu räumen, in das man mich berufen, wo ich acht Jahre in treuem, ehrenvollem Dienste zugebracht hatte. „Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling", sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. Dezember die Grenze überschritten hatte. Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtslande, das an dem Abend desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß.

Über eine Tat, deren Absicht offen, deren Beurteilung allen unerschwert war, die nicht mit sehenden Augen blind sein wollen, durfte sich die allzu neue Aufwallung anfangs Schweigen gebieten; es ist mir von Freunden und Unbekannten liebevolle, ehrende Teilnahme, untermischt bei einzelnen mit scheuer Beklommenheit, an den Tag gelegt worden. Weder nach Beifall gelüstet hat mir, noch vor Tadel gebangt, als ich so handelte, wie ich mußte; aber es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gesunden Menschenverstand absprechen, selbst höhnende, die im voraus entschlossen sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen, wie die Krähe angeflogen kommt, dem, den sie für tot hält, die Augen auszuhacken. Ich bin keiner so weichlichen Gelassenheit, daß ich mein Recht unverteidigt preisgeben und vor allen in das Kreuz oder die Quere laufenden Tagesmeinungen verdrehen lassen möchte: mein gutes Recht, das, wie unbedeutend es der Welt scheinen mag, für mich den Inbegriff alles dessen enthält, was ich errungen habe, und ohne Makel, ungelästert hüten will. Nur die Wahrheit währt, und selbst Übelgesinnte oder Schwache, die sie nicht laut bekennen, fühlen sich insgeheim von ihr durchzuckt. Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmut angefochten werden und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht; manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen. Täuschungen und Entfär-

bungen darf sich die Kraft einer einfachen und schuldlosen Erzählung entgegenstellen: sie will glimpflich sein, aber frei und ungehemmt. Sie will keine Wunde vor der Zeit zuheilen lassen, sondern sich das Andenken an jeden Vorgang noch frisch erhalten; später wird alles schon verharschen. Niemand setzt die Feder gern für sich selbst an, sogar in gerechtem Abwehren; wer mag neugierigen Blicken die Türe seines Hauses öffnen, wo er, sähe er sich unangetastet, lieber in schirmender Zurückgezogenheit geblieben wäre?

Mein Leben, soweit seine Schicksale von meiner Gemütsart und Gesinnung abhängen, würde still und ungefährdet in unablässigem Dienste der Wissenschaft verflossen sein. Nun ist schon zum drittenmal der Pfad, den ich mir bahnen konnte, verdornt und gesperrt worden durch äußere Verhältnisse, die weit über den Widerstand hinaus walteten, den ich ihnen entgegenzusetzen hatte. Ich ziehe die Augen der Macht immer erst dann auf mich, wenn sie mich zwingt, das Feuer meines Herdes fortzutragen und auf einer neuen Stätte anzufachen. Nie, von früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgendeiner Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zuteil geworden: einigemal jener, war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängigkeit hat meine Seele gestählt, sie widersteht Anmutungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins beflecken wollen. Mein Bruder hat noch die Pflicht, eine solche Gesinnung seinen Kindern zu überliefern. Spräche er statt meiner, er würde sich in seiner Weise ausdrücken, aber seine Antwort auf jede ernste Frage würde nicht anders lauten, weil die Quelle, aus der ich schöpfe, auch ihn tränkt[1]).

Ich bin von unbemittelten, aber braven, mir frühe entrissenen Eltern in Hessen geboren und fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner Heimat zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt. Sie gewöhnten mich von Kindesbeinen an, diese durch glänzende Mittel wenig hervorstechende, durch angestammte Tüchtigkeit und Genügsamkeit ausgezeichnete Landschaft nur als einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Vaterlandes anzusehen, dessen Ruhm und Größe auch sie bestrahlen und, was sie ihm zum Opfer darbringen könnte, liebend empfangen müßte. Meine Gedanken, sobald sie sich sammeln, meine Arbeiten, so lange ich sie richten konnte, kehrten sich auf die Erforschung unscheinbarer, ja verschmähter Zustände und Eigentümlichkeiten Deutschlands, aus welchen ich Haltepunkte zu gewinnen trachtete, stärkere, als uns oft die Beschäftigung mit dem Fremden zuwege bringt. Schon der Beginn dieser Studien war hart, aber trostreich. Mit herbstem Schmerz

[1]) Wilhelm Grimm war seit 1825 mit Dorothea Wild, einer Urenkelin des Philologen Johann Matthias Gesner, verheiratet. Er war gesellschaftlich aufgeschlossener als J., stilistisch peinlicher und geschmeidiger. J. rühmt ihm selbst „aufmerksame Anmut" in der Art sich auszusprechen und Überlegenheit „in milder gefallender Darstellung" nach.

sah ich Deutschland in unwürdige Fesseln geschlagen, mein Geburtsland bis zur Vernichtung seines Namens aufgelöst. Da schienen mir beinahe alle Hoffnungen gewichen und alle Sterne untergegangen; nur erst mühevoll und langsam geriet es mir, die Fäden des angelegten Werkes wieder zu knüpfen und dann wehmütig festzuhalten. Es war nicht umsonst, ich hatte mich heimlich emporgerichtet, und meine Arbeiten gewannen Fortgang. Nach Deutschlands Befreiung und Hessens Wiederherstellung sollten sie mir den großen Lohn tragen, daß für den Gegenstand ihrer Forschungen die ihnen vorher abgewandte öffentliche Meinung empfänglich und günstig würde. Jahrelang konnten wir, mein Bruder und ich, von jeher in entschiedener, unzertrennlicher und wechselseitig aushelfender Gemeinschaft der Studien und Schicksale, mäßig und anspruchslos zusammen arbeiten und Früchte gedeihen sehen, die auf den noch schmalen Beeten, aber unseres eigensten Bodens wuchsen. Als eine offenbare Ungerechtigkeit unsern treuen Dienst und erworbenen Anspruch auf damals oder nie in der Heimat zu erwartende Besserung unserer Lage, ohne welche unabhängig und sorgenfrei fortzubestehen schwierig schien, mit einem Mal abschnitt, kostete es wegzuziehen immer noch heiße Überwindung. Wir folgten einem Rufe nach Göttingen, keine der Anstrengungen scheuend, welche der Übergang aus zurückgezogener, aber innerlich freier Wirksamkeit in eine öffentliche und gemessene mit sich führt. Man behauptet mit Grund, die Bestimmung zur akademischen Laufbahn müsse von früh entschieden und durch lange Gewohnheit unterstützt werden. Das Lehramt auf Universitäten ist ein eigenes Element, das seine Freiheit, aber auch seinen Zwang hat und dessen Wahl oft erst durch Nebenumstände, die außer allem Anschlag liegen, für nicht gerechtfertigt erscheint. Seinen Anforderungen zu genügen, haben wir acht Jahre hindurch gestrebt, wenn nicht ohne Sehnsucht nach dem vorausgegangenen Stilleben, auch nicht ohne das frohe Bewußtsein unvorhergesehener, in der engeren Gemeinschaft mit trefflichen Menschen beruhender Gewinne. Aus diesen neuen Gewohnheiten des Daseins und Wirkens, die vielleicht tiefere Wurzeln in uns, als wir selbst wissen, gefaßt haben, sollen wir wiederum weichen, nicht einem Antrage folgend, dessen Vorteile und Nachteile sorgfältig abgewogen werden dürfen, sondern auf einmal verschlagen in unabsehbare Ferne, gerissen mitten aus angelegten und begonnenen Arbeiten, ja was am innigsten versehrt, augenblicklich sogar persönlich voneinander getrennt.

Was ist es denn für ein Ereignis, das an die abgelegene Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer vor einem Jahre noch hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogene, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, beleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles

mein Zutun mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte und, als die drohende Aufforderung an mich trat, das zu tun, was ich ohne Meineid nicht tun konnte, nicht zauderte, der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Notwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge gerät, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fußbreit ausweichen darf, nicht erst lange umblicken, was Hunderttausende tun oder nicht tun, die gleich mir zu ihrer Aufrechterhaltung verbunden sind[1]).

Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehen, daß liebreiche Herzen in diesen Fesseln erstarrten. Wer nicht eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Kurs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen wie ein schwarz und weiß geteiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen. Hat nicht die Geschichte unserer Zeit oft genug gezeigt, daß keine Regierung sich irgendeiner Partei hat lange ergeben können? Ich traue jedem dieser Gegensätze einen größeren oder kleineren Teil Wahrheit zu und halte für unmöglich, daß sie in voller Einigung aufgehen. [Das Ende dieses Abschnittes und der nächste enthalten eine eingehende Beurteilung des Parteilebens.]

[1]) Der neue König von Hannover, Ernst August, Herzog von Cumberland, erklärte kaum vierzehn Tage nach der Thronbesteigung, durch Patent vom 5. Juli 1837, daß er die — von ihm als Agnaten nicht beschworene — Verfassung nicht anerkenne, weil er in diesem ihn weder formell noch materiell bindenden Staatsgrundgesetze keine Gewähr für das dauernde Glück seiner Untertanen finden könne. Ein zweites Patent vom 1. November 1837 verkündete, daß die verbindliche Kraft des Staatsgrundgesetzes vom 26. September 1833 von jetzt an erloschen und die bereits vertagte Ständeversammlung aufgelöst sei. Da hiermit auch Rechte der Universität verkürzt wurden, überreichten deren Kuratorium am 18. November sieben Gelehrte ersten Ranges eine Verwahrung, in der sie sich, „um nicht als Männer zu erscheinen, die mit Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben", dauernd an ihren Eid auf die Verfassung gebunden erklärten. Die Unterzeichner waren: F. C. Dahlmann, E. Albrecht, Jakob Grimm, Wilhelm Grimm, G. Gervinus, H. Ewald und Wilhelm Weber. Der König war empört, und dazu erschien in Pariser Blättern am gleichen Tage die Mitteilung, daß sieben Göttinger Professoren dem Könige den Huldigungseid verweigerten, und obgleich von den sieben Unterzeichnern noch am Vorabend des 18. selbst keiner die Zahl der Unterzeichner kannte und sie durch Erklärung vom 11. Dezember ihre Unschuld an jener Mitteilung beteuern konnten, wurde jene Übereinstimmung in der Zahl doch als neuer Schuldbeweis angesehen, und die Erklärung ging zu spät ein: am gleichen 11. Dezember hatte der Herrscher unter Umgehung der gesetzlichen Formen ihre Absetzung befohlen, zum Teil mit verschärften Bedingungen über die Räumung des Landes.

Ich fühle mich eingenommen für alles Bestehende, für Fürsten und Verfassungen. Wie gerne hätte ich in stiller Abgeschiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die mir die Wissenschaft gibt, mein Leben in dem Dienste eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebenen Herrn zugebracht. Die Person des Fürsten bleibt uns geheiligt, während wir seine Maßregeln und Handlungen nach menschlicher Weise betrachten. Die Könige des Mittelalters zeigten sich dem Volke noch in ihrer Würde Zeichen, die Krone auf dem Haupt unter wallenden Locken, den Mantel um die Schultern; wenn die heutigen Könige dieses Glanzes sich entäußernd gleich Untertanen einhergehen, wenn sie bei vielen Anlässen die Bequemlichkeit des Privatlebens der Bürde ihrer öffentlichen Stellung vorziehen, schwebt ihnen dann nicht das allgemeine Ziel aller menschlichen Hinfälligkeit[1]) lebendiger vor Augen? Fühlen sie dann nicht, daß ihre Zeit auch Privattugenden von ihnen heischt? Der Majestät Strahl umgibt sie immer noch, je mehr sie *im Lichte der Gerechtigkeit wandeln*, die ihre erste Eigenschaft ist.

Hier kann ich zu den Hergängen übergehen, durch welche die bestandene Ruhe nicht allein des Königreichs Hannover, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes auf das empfindlichste und zum Leidwesen der Redlichen, man darf hinzufügen von allen Parteien, unterbrochen worden ist.

Es ist nicht vonnöten, den Inhalt beider Patente auszuheben, welche König Ernst August nach seiner Thronbesteigung erließ, es wäre anzuführen überflüssig, wie durch diese Akte unmilder Gewalt die Freude gedämpft wurde, daß ein wichtiger Landstrich aus der zwar ehrenvollen, oft ersprießlichen, aber das Nationalgefühl herabdrückenden Verbindung mit einem fremden Reiche in das reine Verhältnis der anderen deutschen Bundesstaaten übergegangen war. Dumpfe Bestürzung verbreitete das erste Patent, heftigere und unverhaltbare das andere.

Der Herzog von Cumberland, in dem freisten, glücklichsten und blühendsten Reiche der Welt geboren, hatte von Kindheit auf die Luft britischer Verfassung eingesogen und mußte alle die Eindrücke wahrgenommen haben, welche aus einer lange bewährten großartigen Ordnung der englischen Macht auf jeden Unbefangenen, wie viel mehr auf alle Landesgenossen hervorgehen. Dort wird nichts so lebhaft gefühlt, so augenblicklich vereitelt und geächt, als jeder Eingriff in die festgegründeten Rechte beneidenswerter Institutionen.

Unter Privatleuten gilt als edle Sitte, daß der Bruder, wenn er des Bruders Habe erbt, des Hingeschiedenen Ruhe nicht störe und alle Anstalten desselben aufrechterhalte. Während Wilhelm des Vierten als eines milden, gerechten Königs Andenken zahllose Untertanen segneten,

[1]) wer kan den hêrren von dem knechte scheiden, swâ er ir gebeine blôzez fünde? Walther von der Vogelweide 22_{12}; vgl. Neocorus 1, 489.

beginnt, als die Leichenfeier noch nicht verhallt ist, der Nachfolger seine Regierung damit anzutreten, daß er des königlichen Bruders und Vorfahren Werk, als sei es ein nichtiges und untaugliches, umstürzt.

Dies Werk war das im Jahr 1833, nach langer, von allen Teilen wohlgemeinter Beratung zwischen König Wilhelm und den Ständen aufgerichtete Grundgesetz, welchem von da an bis auf jenen Machtschritt Regent, Land und Leute mit Treu und Glauben angehangen hatten, gegen dessen völligen unberührbaren Rechtsbestand in dem Volke selbst nicht der leiseste Zweifel obwaltete. Jetzt plötzlich soll dieses Gesetz nicht mehr gelten. Also ein König, dessen angeborenes Wohlwollen aus allen seinen Äußerungen hervorleuchtete, Minister, deren redliche Absicht zu bezweifeln keine Ursache war, haben dem Lande eine Verfassung gegeben, deren Nichtigkeit sie vor allen einsehen mußten? Sie haben einen Eid darauf abgelegt, von dem sie wußten, daß er auf Täuschung beruhe, und vier Jahre danach regiert? Kann der einfache gesunde Sinn das glauben?

Der König findet seine agnatischen Rechte ungewahrt. Wer kann ihn tadeln, wenn er darauf hält! Das durfte ihn zu einer neuen Erörterung führen, nicht zu einseitiger Auflösung eines ihm als Regierungsnachfolger überlieferten Staatsgrundgesetzes. Als Nachfolger tritt er aus der Reihe der Agnaten und ihnen gegenüber, er nimmt seines Vorgängers Gesichtspunkt an. Könnte jeder Nachfolger den Vertrag lösen, der mit dem Lande eingegangen war, so würde niemals Sicherheit, auch nicht während langer Regierungen, entspringen, weil hinter jedem Thronerben ein Umwurf drohen würde. Nicht daß Verfassungen ewige Dauer gebührt: sie sollen gleich allem Irdischen vergänglich und zerbrechlich sein, nicht aber aus Willkür, sondern von beiden Teilen, zwischen welchen sie zustande gekommen waren, abgeändert oder zerbrochen werden. Es fällt mir weder ein, noch ist es meine Sache, eine ungewöhnliche Trefflichkeit des hannöverschen Gesetzes von 1833 zu behaupten; es wird dem einen demokratischen Stoffes zu viel, dem anderen zu wenig enthalten und genug Mängel sonst an sich tragen; aber es hat bisher bestanden und gegolten. Allen ständischen Verfassungen in Deutschland kann der negative Nutzen schwerlich abgesprochen werden, den sie seit ihrer Dauer stifteten. Sie fördern nicht so offenbar, als sie wohltätig Mißbräuche hemmen; sie sind ein Damm, der eine Gegend noch nicht fruchtbar macht, aber den einbrechenden und versandenden Wellen wehrt. Der eigentliche Segen geht allerdings erst von der reinen Liebe des Fürsten zu seinem Lande aus.

Bei Bekanntwerdung des ersten Patents fanden sich die Landstände gerade noch in Hannover versammelt, und ihr Präsident scheint schwere Verantwortung auf sich geladen zu haben, dadurch daß er ihren rechtmäßigen Einspruch, als es die höchste Zeit war, ihn geltend zu machen,

vereitelte. Alle späteren Schwierigkeiten hängen von diesem unberechenbaren Fehlgriff ab, das Land ist der notwendigsten Form beraubt worden, an welche es seinen Widerstand binden durfte. [Die nächsten drei Abschnitte legen das Versagen des Ministeriums gegenüber dem eigenmächtigen Schritte des neuen Herrschers dar.]

Kein anderer Bestandteil des ganzen Königreichs konnte von dieser Begebenheit lebhafter und tiefer ergriffen werden als die Universität. Die deutschen hohen Schulen, solange ihre bewährte und treffliche Einrichtung stehen bleiben wird, sind nicht bloß der zu- und abströmenden Menge der Jünglinge, sondern auch der genau darauf berechneten Eigenheiten der Lehrer wegen höchst reizbar und empfindlich für alles, was im Lande Gutes oder Böses geschieht. Wäre dem anders, sie würden aufhören, ihren Zweck, so wie bisher, zu erfüllen. Der offene, unverdorbene Sinn der Jugend fordert, daß auch die Lehrenden, bei aller Gelegenheit, jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten. Da gilt kein Heucheln, und so stark ist die Gewalt des Rechts und der Tugend auf das noch uneingenommene Gemüt der Zuhörer, daß sie sich ihm von selbst zuwenden und über jede Entstellung Widerwillen empfinden. Da kann auch nicht hinterm Berge gehalten werden mit freier, nur durch die innere Überzeugung gefesselter Lehre über das Wesen, die Bedingungen und die Folgen einer beglückenden Regierung. Lehrer des öffentlichen Rechts und der Politik sind, kraft ihres Amtes, angewiesen, die Grundsätze des öffentlichen Lebens aus dem lautersten Quell ihrer Einsichten und Forschungen zu schöpfen; Lehrer der Geschichte können keinen Augenblick verschweigen, welchen Einfluß Verfassung und Regierung auf das Wohl oder Wehe der Völker übten; Lehrer der Philologie stoßen allerwärts auf ergreifende Stellen der Klassiker über die Regierungen des Altertums, oder sie haben den lebendigen Einfluß freier oder gestörter Volksentwicklung auf den Gang der Poesie oder sogar den innersten Haushalt der Sprachen unmittelbar darzulegen. Alle diese Ergebnisse rühren aneinander und tragen sich wechselseitig. Es bedarf kaum gesagt zu werden, daß auch das ganze Gebiet der Theologie und selbst der Medizin, indem sie die Geheimnisse der Religion und Natur zu enthüllen streben, dazu beitragen müssen, den Sinn und das Bedürfnis der Jugend für das Heilige, Einfache und Wahre zu stimmen und zu stärken. Wie allseitig muß also die Universität von der Kunde ergriffen werden, daß die Verfassung des Landes dem Umsturz ausgesetzt sei. Eine Menge junger Leute nehmen Anteil an der veränderten Lage ihrer Eltern, Brüder, Freunde und Lehrer, an der Verrückung ihrer eigenen Stellung; alle bewegt ein allgemeines Gefühl der schwebenden Gewalttätigkeit, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, auf welcher Seite sie stehen.

[Die nächsten drei Abschnitte legen das Versagen auch der Universität und namentlich die Enttäuschung der Hoffnung dar, als könne Zuwarten Ausgleich und annehmbare Bedingungen bringen[1]).]

In so peinlicher, vielberatener und hingehaltener Lage entschied sich endlich eine geringe Zahl Beherztgebliebener, das Eis des Schweigens zu brechen, dessen Rinde hart und schmählich das ganze Land überzogen hatte[2]). Unsere Erklärung an das Kuratorium war den 17. November abends entworfen worden, noch wußten wir nicht, ob sie am folgenden Tage von fünf oder von sieben oder von dreizehn unterschrieben abgehen sollte. Sieben Namen standen am Schluß der am 18. November entsandten Ausfertigung. Jeder war auf seinem Wege mit völliger Unabhängigkeit des Geistes zu der Überlegung gelangt, welche die Protestation aussprach. Es war also wenigstens eine Besiebnung, der das altdeutsche Recht entschieden Kraft beimißt, vollführt.

In diesem erlassenen Widerspruch gegen das Patent herrscht die einfache, aber starke Sprache unverstellter, unverschleierter Wahrheit. Die der Würde des Königs gebührende Ehrfurcht wird nirgends verletzt; was zu sagen war, konnte nicht verhalten bleiben. Das Schreiben wurde an die Behörde eingereicht, welche der Universität zunächst vorgesetzt war und in deren Verpflichtung es lag, der Regierung ungesäumte Kunde dieses Hergangs zu hinterbringen.

Er konnte und sollte nicht geheim gehalten werden. Nicht allein war die vorausgegangene Beratung und ihr Ziel unter der Mehrzahl der Professoren bekannt, sondern auch Entwurf und Reinschrift der Erklärung mehreren Kollegen, die nicht mit unterzeichneten, vorgelegt worden. Und wie hätte eine Vorstellung gegen das, was der König öffentlich an das ganze Land erlassen hatte, sich in die Schranken einer bloß an das Ministerium gerichteten, vielleicht ohne weitere Folge zu den Akten genommenen Antwort zwängen mögen? Diese Antwort bedurfte ebensosehr an das Licht der Welt zu treten als ihr Anlaß. Richtet der König ein Wort an seine Untertanen, so steht auch ihnen offen zu antworten und sich zu verteidigen frei. Was für ein Verbrechen wäre das Recht dieser Verteidigung, die nichts verrät, nichts verdeckt, keinen Gehorsam aufkündigt, sondern nur gegen eine Gewaltmaßregel der Regierung Einsprache tut? Ihr einziges Ziel, die Beruhigung der

[1]) Gegenüber solcher Halbheit urteilte Grimm unterm 13. März 1838 in einem Briefe an den vermittlungsgläubigen Carl Otfried Müller: „Wir haben öffentlich das Patent des Königs für ein Unrecht erklärt, von ihm sind unsere Grundsätze als staatsgefährliche bezeichnet worden, beides kann keine Kunst vermitteln."

[2]) Wie bitter ist der Tadel darüber, den ein etwas höher gestellter Beamter in Hannover aussprach, ohne es in seiner Unschuld zu merken: „Wir haben es nicht gewagt, dem Könige zu widersprechen, und sieben Professoren nehmen es sich heraus."

Gewissen, war der Anerkennung würdig. Wer verabscheut mehr als ich alles, was man politisches Treiben nennt? Es hat mich nie auch nur aus der Ferne berührt. Steht es so mit uns, daß die Lehre des Christentums, den Strauchelnden durch Beispiel zu warnen, zu einem politischen Vergehen darf gestempelt werden? Ich halte jeden, der nicht mit voller ungekünstelter Überzeugung den Gründen des Patents vom 1. November nachgeben kann, auch den, der, seine Gedanken aus Klugheit davon abwendend, die Frage sich nicht beantworten will, noch heute für einen Eidbrüchigen.

Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; das Befugtsein gehört denen, die den Mut dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poesie, der Geschichte Widerschein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen dem Untertanen seine Zunge, da wo die Not drängt, und trösten über jeden Ausgang.

[Die folgenden meist kurzen 11 Abschnitte würdigen das besondere Versagen der theologischen und medizinischen Fakultät, den Vorwurf, die Protestierenden seien bis auf einen Ausländer, den Empfang von — nicht ermächtigten — Universitätsvertretern zu Rotenkirchen durch den König, die daraufhin von der Regierung erlassene Erklärung, als hätte die gesamte Universität die Protestation der sieben Professoren mißbilligt, endlich den königlichen Erlaß vom 11. Dezember, der deren Amtsentsetzung aussprach.]

Die Regierung erhielt [von der Universitätsbehörde] mit der Nachricht von der Ausführung ihrer Befehle gegen die sieben Professoren zugleich die Botschaft, daß sechs andere nicht ihr selbst, sondern allsogleich in öffentlichen Blättern erklärt hätten, keineswegs die Rotenkirchener Schmach teilen zu wollen. Diese zweite Protestation zugunsten der bedrohten Konstitution von 1833, ihrer Fassung nach schwächer als die erste, stärker hingegen, weil sie nach der schon ausgesprochenen Ungnade des Königs jener sich anzuschließen wagt, ist unsere schönste Ehrenrettung und ein herrliches Zeugnis für den Geist der Universität. War unsere Verurteilung unverdient und schonungslos, so gedachten sicher die nachprotestierenden Männer keine durch die Finger blickende Schonung sich abzuverdienen. Aber die Regierung, die Konsequenz ihrer Gerechtigkeit aufgebend, schien selbst über den Riß zu stutzen, den ihr Verfahren in dem edelsten Gebäude des Landes hervorbrachte. Ein ausgestoßener Stein zieht dann den anderen nach sich, und ganze Wände lockern sich zum Sturz. Wo dieses einhalten werde, läßt sich nicht einmal berechnen.

Es war vorauszusehen und ist allgemein bekannt, welche bewegten und schmerzhaften Eindrücke unsere Entsetzung im Lande, unter allen Mitgliedern der Universität, die ein Gefühl von Recht hatten, vorzüglich aber unter der studierenden Jugend, erzeugen mußte. Ich verzichte hier darauf, sie zu beschreiben: sie bleiben in meiner Brust begraben.

Schwerer fällt es, die weit in ganz Deutschland gefühlte und noch lange nachhaltende Wirkung des Ereignisses aufzufassen. Aber ich, der ich bloß von dem, was mich persönlich berührt, reden wollte, enthalte mich des Versuchs und überlasse die Pflicht, dies zu erwägen, denen, welchen sie von ihrer Stellung unabweislich auferlegt wird.

Nun liegen meine Gedanken, Entschlüsse, Handlungen offen und ohne Rückhalt vor der Welt. Ob es mir fruchte oder schade, daß ich sie aufgedeckt habe, berechne ich nicht; gelangen diese Blätter auf ein kommendes Geschlecht, so lese es in meinem längst schon stillgestandenen Herzen. Solange ich aber Atem ziehe, will ich froh sein getan zu haben, was ich tat, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde.

3.

Einzelheiten aus Grimms Leben und letzten Jahren.

Der aus Göttingen verwiesene Jakob kehrte schon 1837, Wilhelm 1838 nach Kassel zurück, der unverheiratete wie der verheiratete vom Bruder Ludwig, der dort wirkte, seit 1832 als Professor der Malerei, in schönem Heime aufgenommen. Die erste und einwandfreiste Abhilfe in dieser Notlage bot des Leipziger Buchhändlers Karl Reimer Antrag, auf dessen Grundlage siebzehn Jahre später, 1854, das große deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm zu erscheinen begann. Jakob bezeugt es im Eingange des Werkes selbst: „In dieser zugleich drückenden und erhebenden Lage, da den Geächteten die öffentliche Meinung schützend zur Seite trat, geschah uns von der Weidmannschen Buchhandlung der Antrag, unsere unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues großes deutsches Wörterbuch abzufassen." Befriedigend, oder nach Jakobs Worten an Dahlmann vom 10. Februar 1841, „endlich einmal gut wurde die äußere Lage" erst, als, nicht ohne bedeutsamen Einfluß Bettinas v. Arnim[1]) schon auf den Kronprinzen, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1840 gleich nach seiner Thronbesteigung Jakob und Wilhelm zusammen mit erst 2000, bald 3000 Taler Gehalt zu Mitgliedern der Preußischen Akademie der Wissenschaften ernannte, zugleich mit dem Recht, an der Berliner Universität Vorlesungen zu halten. Von diesem Recht hat freilich Jakob keinen ausgedehnten Gebrauch gemacht, nur von Ostern 1841 bis Ostern 1848 hat er gelesen über deutsche Rechtsaltertümer, Mythologie, Grammatik und Tacitus' Germania. Wie seinem stillen Wesen schon in Göttingen „das Auftreten zu bestimmter Stunde auf dem Katheder etwas Theatralisches hatte und zuwider" war, so schreibt er auch während der ersten Berliner Vorlesung 6. September 1841 an Gervinus: „Bei den Vorbereitungen merke ich, wie viel mehr meiner Natur stilles Ausarbeiten zusagt als öffentliche Mitteilung abgeschöpfter Resultate. Ich meine von Haus aus oder durch lange Verwöhnung für den Zellenfleiß gemacht zu sein." Auch Wilhelm las nur bis 1852, mehr dem einzelnen zugewandt, wie er war, immer über mittelhochdeutsche Gedichte.

In dasselbe erste Berliner Jahrzehnt fallen auch alle bedeutsameren Unterbrechungen, zu denen sich Jakob vor seiner stillen Forschertätigkeit

[1]) Ihre Tochter Gisela v. Arnim wurde später die Frau des Archäologen und Kunstschriftstellers Hermann Grimm, des Sohnes Wilhelms (später angeführt als HG).

abmüßigte: Herbst 1843 eine Reise nach Italien, Herbst 1844 nach Skandinavien, 1846 und 1847 der Vorsitz auf den beiden ersten Germanistenversammlungen zu Frankfurt a. M. und Lübeck, 1848 die Teilnahme an der Nationalversammlung in Frankfurt und Ende Juni 1849 zur Versammlung der unionsfreundlichen sogenannten kleindeutschen Abgeordneten der Paulskirche in Gotha. In der Nationalversammlung hielt er vier größere Reden: Über Geschäftsordnung, Schleswig-Holstein, die Grundrechte, über Adel und Orden. Im übrigen trat er nicht hervor und blieb wesentlich bei seinem Urteil vom 10. Juli 1809: „Gesellschaften und Parteien werden mir nach diesen einigen Versuchen herzlich zuwider."

Selten fehlte Jakob Grimm in den gemeinsamen Sitzungen der Akademie, und wenn er in deren beschränkter Öffentlichkeit zugleich der Pflicht und liebsten Neigung diente, eine seiner berühmten akademischen Reden zu lesen, stand er vor der Versammlung wie ein Prophet, der aus dem Brunnen der Vergangenheit und im Rahmen vergleichender Sprach-, Völker- und Sittenkunde in weisen Winken eine freiere, lichtere Zukunft seines Volkes kündete. Die wichtigsten solcher Reden sind:

Dezember 1844: Italienische und skandinavische Eindrücke (später angeführt: RE).

Oktober 1847: Über das Pedantische in der deutschen Sprache (PR).

Oktober 1848: Über Schenken und Geben (SchG).

Januar 1849: Über Schule, Universität, Akademie (UR).

November 1849: Über das Verbrennen der Leichen (LVR).

Januar 1851: Über den Ursprung der Sprache (SprVR).

Juli 1851: Rede auf Lachmann (LR).

Februar 1852: Über Frauennamen aus Blumen (FBR).

März 1857: Über das Gebet (GR).

November 1859: Rede auf Schiller (SchR).

Januar 1860: Rede über das Alter (AR).

Juli 1860: Rede auf Wilhelm Grimm (WR).

Dieses Ehrengedächtnis des Bruders war die letzte derartige Rede, die er hielt, nach dem Zeugnis seines Neffen Hermann, wie immer, wenn er öffentlich zu sprechen hatte, mit etwas heiserer, oft unterbrochener Stimme beginnend, bis er allmählich in Fluß kam. An diesem Sitzungstage zuletzt zu Wort gekommen, hielt er die beschriebenen Blätter gegen die Fenster gewendet, um besseres Licht zu erhaschen, und der Schein der Dämmerung fiel auf sein weißes Haar. Der Sprecher dachte noch nicht an ein Sinken auch seines Sternes. Sogar noch Frühling 1863, als der Kasseler Bruder starb und sich doch Zeichen des Alters meldeten, wandte er sich so entschlossen, wie vom Grabe Wilhelms, mit den ruhigen Worten: „Nun bin ich nur noch ganz allein da", der lieben Arbeit und neuen Plänen zu. Aber Sonnabend, den 19. September 1863, lähmte ein Schlag-

fluß seine rechte Seite, dessen Wiederholung am folgenden Sonntag dem gesegneten Leben des größten Germanisten ein Ende setzte, und so erfüllte sich, was er in der Gedächtnisrede auf den Bruder gesagt hatte: „Auch unsere letzten Bette[1]), hat es allen Anschein, wollen wieder dicht nebeneinander gemacht sein."

* * *

1. „In den langsam schleichenden Schuljahren nahm uns ein Bett auf und ein Stübchen, da saßen wir an einem und demselben Tisch arbeitend, hernach in der Studentenzeit standen zwei Bette und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, unter einem Dache [Berlin, Lennéstraße 8] in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unserer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden." — WR.

2. „So werden wir einmal hübsche Werke sammeln, es versteht sich, daß wir in Zukunft etwas mehr daran wenden können und immer vereinigt. Denn, lieber Wilhelm, wir wollen uns einmal nicht trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin tun, so müßte der andere gleich auffagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewöhnt, daß mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte." — An Wi. 12. Juni 1805.

[Seine Bücher liebte Jakob mit Zärtlichkeit. Die gemeinschaftliche Bibliothek stand unter seiner besonderen Obhut. Er ließ die Werke nach eigener Angabe verschiedenartig einbinden und konnte es bis zu einem gewissen Luxus darin treiben. Die gute oder bessere Meinung, die er von dem Werte eines Buches hegte, deutete er durch mehr oder weniger kostbaren Einband an. Es hat etwas Natürliches, daß er, der so lange Bibliothekar gewesen war, nun seine Bibliothek als eine Art Persönlichkeit betrachtete. Mit Wohlgefallen ging er oft die aufgestellten Reihen entlang, nahm auch wohl diesen oder jenen Band heraus, besah ihn, schlug ihn auf und stellte ihn wieder an seinen Ort... Nach meines Vaters Tode, als er dessen Stube mit zur Bibliothek einrichtete, ordnete er die Bücher nach einem neuen Plan und besorgte die Umstellung ganz allein. Er konnte im Dunkeln jedes Buch ergreifen ohne Irrtum ... Er hat auch mir einmal davon geredet, wie nach seinem und meines Vaters Tode die Bücher zerstreut werden würden und so der Plan, nach dem sie gesammelt, niemanden als ihnen bewußt gewesen wäre; allein, wenn ihm bei solchen Gelegenheiten widersprochen wurde, ließ er das gelten. HG]

[1]) Vgl. S. 16, Anm. 1.

[Neben mir steht ein Tisch mit seinen Papieren, auch ein Stuhl davor, und wenn du hereinkommst, kannst du dich niedersetzen und um dich greifen. Bloß die flüchtigsten und mißbrauchbaren Exzerpte hab' ich in deine Kommodenlade gelegt. Nachdem ich deiner Laterne, die wie ein Stern die Straße hinaufging, traurig nachgesehen, bis sie um die Ecke verschwunden war, haben wir beide still gesessen, und dann hab' ich die Briefe aus dem Schubkästchen genommen und zu den übrigen gelegt, auch sie überhaupt noch geordnet. In der Lotte ihrem Pulte hab' ich noch einige merkwürdige gefunden und zu unseren Familienbriefen gelegt, die ich einmal recht genau ordnen will. Es hat ein eigenes wunderbares Interesse, und jede Familie sollte ihr Familienarchiv haben. — Wilhelm, Kassel, 18. Januar 1814.]

3. Nach einem Glückwunsch an Görres unterm 14. September 1825, der eben Großvater geworden, fährt Jakob nach der Erklärung, daß er diese Würde wohl nie erreichen werde, also fort: „Doch muß ich melden, daß wenigstens Wilhelm vorigen Mai Hochzeit gehalten hat mit einem braven, uns allen längst bekannten Mädchen, geheißen Dortchen; denn die Vornamen gelten ja im häuslichen Leben. Unser Beisammenleben und Wohnen und ewige Gütergemeinschaft hat darunter nichts gelitten, wir drei Brüder wohnen und essen zusammen, um uns leichter durchzuschlagen. So verschleißen wir das Leben, äußerlich leidlich, innerlich nach alter Weise arbeitsam und vergnügt. Tage, Wochen und Monate fliegen wie Pfeile davon. Die Gesundheiten könnten wohl besser sein, doch selbst das, wie eine Art Inokulation, schützt wider gähes Sterben." —

4. „Meines Bruders Lager ist in meiner engen Stube, und unter seinem Ächzen, unter Krankenbesuch und mancherlei Heilmitteln muß ich mein Manuskript fertig machen." — An Benecke 8. September 1821.

5. „Für glücklich halte ich mich nicht, allein Gott hat mir im Grunde ein heiteres Gemüt verliehen, das gleich wieder da mauert, wo es Risse und Lücken setzt." — An Fräulein L. und A. von Haxthausen 10. September 1822.

6. „Uns geht es so, daß fast jede Woche jemand im Haus krank war, und der Apotheker hält sich selbst darüber auf." — An Freiherrn von Meusebach 1. Juni 1834.

7. „Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eisernem Fleiße in mir den ihm [Wilhelm] schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden." — GR.

[Unter Jakobs Papieren findet sich ... viel einzeln Aufgezeichnetes, das auf die Stimmung von Tagen und Stunden, deren Inhalt er einsam, fast nur, um das Gefühl mit dem geschriebenen Worte zu beschäftigen, in wenigen Reihen niederlegte. Sein Trieb, Tatsachen zu sammeln, äußert sich auch hier in oft rührender Weise. Kleine Löckchen, die er den Kindern seiner Geschwister abschnitt, wickelte er sorgsam ein und setzte genaues Datum dazu, Blumen, die er abgepflückt, bewahrte er so, oft mit der Angabe, in welcher Stimmung er sie gepflückt, was er dabei gedacht und wie das Wetter gewesen. — Beide Brüder liebten Blumen am Fenster zu haben und pflegten sie mit Sorgfalt ... Jakob hatte eine Vorliebe für Goldlack und Heliotrop; auch auf dem Arbeitstisch, der überdies mit allerlei Andenken, besonders Steinen, besetzt war, hatte er gern ein paar Blumen in einem Glase stehen. HG]

8. „Ihm [Wilhelm] gewährte Freude und Beruhigung, sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen, meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst. Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft, wo ihn jedermann gern sah und seiner anmutigen Erzählungsgabe lauschte, vergingen; auch Musik zu hören machte ihm große, mir nur eingeschränkte Lust." — GR.

[Diesmal ist, und zum erstenmal, an meinem Geburtstag [24. Februar] getanzt worden. Es kamen abends viele Leute, und da auch junges Volk dabei war, so ließ G[isela] das Fortepiano hereintragen und die es konnten, mußten Tänze aufspielen. Es war ordentlich rührend zu sehen, als Jakob auf einmal G. aufsuchte und einen altmodischen Walzer mit ihr tanzte. — Wilhelm an Frau Achim v. Arnim 6. März 1847.]

9. „Wie bei mir innere Eile und Arbeitsamkeit mit dem Gefühl vitae properantis in mortem zusammenhängen, kann auf sich beruhen. Doch befällt mich's zuzeiten; mein seliger Vater ist auch nur 45 Jahre alt geworden; was ich tun und leisten könne, will ich nicht gern verschieben; nachdenklich werde ich dadurch nicht, ich bin viel eher unbefangen und leichtsinnig." — An Benecke 25. September 1822.

[Jakob arbeitete den ganzen Tag über, ließ sich aber nicht ungern unterbrechen. Besuche nahm er stets an. Die politischen Dinge verfolgte er mit Aufmerksamkeit. Wenn die Zeitung kam, legte er oft sogleich die Feder nieder und las sie genau durch ... Er las gern vor, nicht lange Sachen ihrer Schönheit wegen, sondern allerlei Überraschendes, das niemand erwartete. Er sprach fließend Französisch, und als die japanesischen Gesandten bei ihrer Anwesenheit ihm einen Besuch machten, redete er sie holländisch an. Am schönsten und ergreifendsten klangen seine Worte,

wenn er an Geburtstagen im eigenen Hause oder bei Freunden oder bei ähnlichen Gelegenheiten einen Toast ausbrachte; immer kam etwas Unerwartetes, Freude und oft Rührung Erregendes zum Vorschein, das den Akzent reiner Herzlichkeit trug. HG]

10. „Ich bin, was man hier [Kassel] so nennt, ein rechtes Hausstück. Doch spazieren geh' ich tagaus tagein und weiß alle Fußpfade und Stege über die Bäche auswendig." — An Frl. L. und A. von Haxthausen 10. September 1822.

11. „Die Gewohnheit täglicher Spaziergänge, eine oder anderthalb Stunde, wird [in Göttingen] wohl müssen aufgegeben werden, wenn ich auch für mich fortarbeiten und studieren will." — An Frhr. v. Meusebach 15. November 1829.

12. „Eins ist bis auf heute und solange die Welt stehen wird, recht für das Alter gemacht und wie geschaffen: der einsame Spaziergang. Schon der Knabe streift gern über Feld, suchend nach Vogelnestern und Schmetterlingen, der Jüngling schweift durch Wald und Wiesen in seinen Träumen und Gedanken an die Geliebte, und der Mann, der findet am seltensten Muße, sich ins Freie zu ergehen, denn hundert Pläne und Geschäfte halten ihn in der Stadt zurück. Für den Greis hingegen wird jeder Spaziergang zum Lustwandel; diese Verdeutschung könnte steif aussehen, diesmal hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf allen Schritten, die so ein Lustwandler tut, bei jedem Atemzug aus der reinen Luft, schöpft er sich Lebenskraft und Erholung; in jüngeren Jahren meint man wohl auch Zeit zu verlieren mit dem Spazieren, nun bringen sie keinen Verlust, sondern lauter Gewinn. Denn dazwischen gehen die eigenen mit sich getragenen Gedanken ungestört und unbeeinträchtigt immerfort: ich hab' es wohl an mir erfahren, daß, wenn entlegene Pfade mich über Flur und Äcker führten, selbst unter verdoppeltem Schritt gute Einfälle mir zuflossen; waren irgendwo Zweifel zu Hause hängen geblieben, plötzlich wurden sie im peripatetischen Nachdenken gelöst, und unterwegs einem lieben Bekannten zu begegnen! Wie freute mich innig im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der anderen Seite herkam, zu stoßen; nickend und schweigend gingen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehen." — AR.

[Nur selten und immer plötzlich riß sich Jakob später manchmal, um auszuspannen, zu einer kurzen Reise, im Herbst am liebsten, los. Zuletzt mußten ihn Schwägerin und Nichte, auch nur zum Spazierengehen, manchmal planmäßig von Zeit zu Zeit von seinem Schreibtisch fortlocken, sonst würde er den ganzen Tag durchgeschrieben haben, und doch

zeigten sich dann, wenn er derart zuviel tat, die Gebrechen des Alters. Nach HG.]

13. „Wenn zu beschaulichem Naturgenuß höchst aufgelegt, warum sollte das Alter strengen Arbeiten sich nicht mehr gewachsen fühlen, weshalb untaugend dafür geworden sein? Seine Rüstkammern stehen ja angefüllt, an Erfahrungen hat es Jahr aus Jahr ein immer mehr in sie eingetragen, soll sein angesammelter Schatz nur in fremde Hände fallen? Doch nicht bloß am Vorrat zehren will es, es hat auch unaufhörlich fortgesonnen und seine Ausbeute zu vertiefen getrachtet. Einer unserer ehrlichsten alten Dichter, Hugo von Trimberg, selbst ein hochbetagter Greis, sprach die schönen Worte:

alters freude und âbentschîn
mügen wol gelîch einander sîn,
sie troestent wol und varnt hin
als im regen ein müediu bin (Renner 23009).

Er vergleicht das Alter der tröstlichen Abendröte und einer im Regen heimfahrenden müden Biene, sie läßt nicht nach in ihrer Arbeitsamkeit, fällt ihr schon das Arbeiten schwerer. Junge Brut fliegt schnell aus und ein und wird nicht so leicht vom Wetter überrascht, die alte Biene kommt spät, aber sie kommt doch. In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nach. Welche Fülle ununterbrochener Tätigkeit und geistiger Gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste Alter allen zu staunender Bewunderung kundgegeben; und die Herrschergabe des großen Königs, dessen ruhmvolles Andenken wir heute feiern, erschien sie nicht bis zum Schluß seines Daseins unermattet, unversiegt? Andern steigt der Mut über die Kraft hinaus. — AR.

Es wurde festgestellt, daß im Alter mit der sinkenden Lebenskraft sich zugleich die Empfindung der Gesundheit erhöht, und das ist kein Widerspruch, da bei allem, was seinem Verlust entgegengeht, ein geheimer und glücklicher Trieb waltet, es bis zur letzten Frist zu sichern und aufrecht zu erhalten. Man darf weiter sagen, daß in Greisen das Gefühl für die Natur steige und vollkommener werde, als es im vorausgehenden Leben war, und daß alles sie zum sicheren Verkehr mit dieser stillen und fesselnden Gewalt dränge und anweise. Mit welcher Andacht schaut der Mensch im Alter empor zu den leuchtenden Sternen, die seit undenkbarer Zeit so gestanden haben, wie sie jetzt stehen, und die bald auch über seinem Grabe glänzen werden." — AR.

[Schon in den zwanziger Jahren klagte Jakob selbst, daß ihm infolge eines Umzugs durch die veränderte Lage seines Zimmers der Blick auf das herrliche Siebengestirn benommen sei [HG], und ein Jahr vor seinem Tode (3. Juni) schrieb der Natur- und Lichtfreund auf einen Zettel:]

„Wie schön sind die langen Sommertage, worauf sich Vögel und Menschen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit, in der die Stunden Licht einsaugen und langsam verfließen; was davon noch übrig war, wird vom Dunkel des Winters und des Alters schnell geschluckt. Nun bin ich bald 78, und wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen."

Größere Werke der Jahre 1830—1863:

Deutsche Mythologie, 1.—3. Ausg. 1835, 1844, 1854. [DM]
[Deutsche] Weistümer, 1.—4. Teil in Göttingen 1840, 1843, 1863. [DW]
Geschichte der deutschen Sprache. 1. und 2. Aufl. Leipzig 1848, 1853. [GdSp]
Deutsches Wörterbuch, Vorrede. Leipzig 1854. [WB]
Hierüber: Reden in der Frankfurter Nationalversammlung. [NV]
GGA = Götting. Gelehrte Anzeigen.
Das Wort des Besitzes. Berlin 1850. [WdB]

Silberblicke des Denkens.

4.

Das Vaterland.

Mir schwebte unbewußt und bewußt vor, daß es [das Vaterland] uns am sichersten führe und leite, daß wir ihm zuerst verpflichtet seien.

1. Des Nachts bin ich noch immer in Deutschland. Sehr oft träumt mir's auch, ich wollte weggehen nach Paris und hätte Abschied zu nehmen. So habe ich mich sogar einmal vor die Bibliothek gestellt, um sie vor meiner Reise noch einmal zu sehen. — An Wi. aus Paris, 10. Februar 1805.

2. Raten kann ich Ihnen nicht, aber sagen, wie es mir an Ihrer Stelle, in Ihrem oder in meinem Alter zumute wäre. Ich wanderte nämlich nicht aus. Das ist ein schwieriges Ding; wenn Sie gleich kein bürtiger Hannoveraner sind, ist Ihnen doch Göttingen zur Heimat und Gewöhnung geworden. Auskommen haben Sie, mir liegt bloß an Auskommen, nicht einmal an Besserauskommen; denn die Bedürfnisse und kleinen bequemen Wünsche steigen doch immer fort. Wolaga elilenti, harto bist du herti[1]) Ol 18, 73. Lesen Sie die folgenden Verse nach. — An Benecke, der einen Ruf nach Edinburg erhalten hatte und Grimms Rat erbat, 18. März 1821.

3. Nach Kassel kam ich zum erstenmal, nachdem ich es verlassen hatte, um 4 Uhr morgens in der Dämmerung zurück. Ich ging über die bekannten Gassen und Treppen und schlief noch ein paar Stunden, ehe das Haus aufwachte. Zwei oder drei Tage wurden nun mit gewisser Seligkeit auf stillen Spaziergängen, zuerst nach dem Grabe der Mutter und Tante, verbracht, dann ging's weiter ohne Aufenthalt nach Frankfurt. — An Frhr. v. Meusebach, 26. November 1831.

4. Die Vaterlandsliebe ist ein so göttliches und jeder menschlichen Brust so tief eingeprägtes Gefühl, daß sie durch Leiden und Unglücksfälle, die uns im Geburtslande treffen, nicht geschwächt, sondern eher noch gesteigert wird ... Die Vorteile, die wir dem väterlichen Boden verdanken, sind von der Art, daß sie durch nichts anderes ersetzt werden mögen, und daß den Auswandernden eine oft unbezwingliche Sehnsucht immer mehr nach der Heimat zurückzieht ... Hier haben unsere Schritte und

[1]) Wehe, Fremde, sehr hart bist du.

Tritte festen Halt, die auf fremder Erde leichter ausgleiten, unsere Phantasie ist mit vaterländischer Sage und Geschichte genährt worden, unsere unauslöschlichsten Erinnerungen haften daran, selbst die Gräber ermuntern uns, den Tugenden der Vorfahren nachzueifern. — Aus Grimms lateinischer Antrittsvorlesung in Göttingen, De desiderio patriae, 13. November 1830, nach dem eigenen Bericht in den GGA.

5. Was kann aus der Sache werden? Es würde ja alle unsere Arbeiten bis auf die frühsten Erinnerungen lähmen und tilgen, wenn wir dem Vaterlande entsagen wollten. — Als Bettina den amtsentsetzten Brüdern in Frankreich Stellung vermitteln wollte, an Dahlmann, 27. Oktober 1838.

* * *

6. Auf alle Fälle muß [ehe literarische Entdeckungsreisen gemacht werden können] erst in Deutschland Ruhe werden, Gott gebe, gute Ruhe! Ich glaube gewiß, daß nie in Deutschland einstimmiger und edelmütiger gebetet worden ist; ich könnte darüber alles andere aufgeben und liegen lassen und denke oft, wie es möglich wäre, daran nicht immer zu denken und stündlich, daß man daneben noch etwas anderes mit Liebe treibt. Wenn doch das Unglück nur einmal aufhörte, wie müßte uns dann geschehen! — An Wi., 25. Juni 1809.

7. In der glücklichen Zeit, wo jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche, schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist, wie kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingibt und dafür herrlich von Gott belohnt wird, neu herausgeben. — Aus der Brüder gemeinsamer Vorrede zur Ausgabe, mit der schon Ende 1813 zum Besten der hessischen Freiwilligen zur Vorbezahlung aufgefordert wurde.

8. Man spricht von Frieden, ich wünsche nur, daß man rein an sich halte, und zwar alles, was deutsch ist, freimacht, aber hernach die Franzosen sich selbst bewahren läßt; sonst täten wir an ihnen etwas Ähnliches, was wir von ihnen gelitten haben. Arndts Flugschrift über die falsche Rheingrenze sagt in der Hauptsache das Rechte und Wahre. — An Wi. aus Basel, 20. Januar 1814.

9. Dem Napoleon ist ein Pferd unterm Leib erschossen. Das ist wieder ein Glück mehr für uns als für ihn, weil er zu etwas Schlimmerem aufbehalten wird ... Ja, es ist in diesem Kriege fortwährend der große Unterschied zu merken, daß Gott auch die Begebenheiten und die Stimme des Volkes lenkt und leitet, was die Urteile der Kabinette nicht verderben können. Die Schriftstellerei hat wohl auch nie so herrlich gewirkt,

Arndts Schrift über die Rheingrenze ist von deutlichem Erfolge gewesen. — Aus Chaumont an Wi., 4. Februar 1814.

10. Man will nur auf die Einschränkung Frankreichs in die Grenzen vor der Revolution bringen, womit das schöne Elsaß als ein deutsches Land verloren ginge. Es bleibt unbegreiflich und zu beweinen, daß die Mächte ihren Stand nicht ganz fühlen sowie das, was sie für unser ganzes Volk tun müssen ... Am vernünftigsten schien mir folgender Plan: Elsaß hat unter Österreich zu kommen und über dem Rhein dazu Breisach und Vorarlberg, wodurch direkte Verbindung mit Tirol bewirkt würde, das schon jetzt heimlich zediert sein soll. Von Landau an würde ich alles Deutsche an Preußen geben. Es liegt daran, daß Starke an den Grenzen sind, und so würden die kleinen Fürsten Deutschlands gleichsam eingehegt. Es steht aber Epist. Joh. II, 12: [Ich hatte euch viel zu schreiben, ich wollte nicht mit Briefen und Tinte usf.] — An Wi. aus Chatillon, 18. Februar 1804.

11. Vortrefflich auseinandergesetzt ist (in Constant, Système de conquête et d'usurpation), warum das, woran sich die Zeit setzt, das Ehrwürdigste und Beste ist, und selbst ein schlechter König, aus altem Stamm gewachsen, zugleich diesen mit darstellt und sich dadurch feststützt ... Wir brauchen das linke Rheinufer wieder, aber nicht, um uns damit zu schützen oder der Festungen wegen, sondern weil es deutsch ist und spricht. — An Wi., 26. März 1814.

12. Zwei meiner jüngeren Brüder sind im Felde, ein dritter in München krank, sonst wäre er auch schon mitgezogen. Dazu kommt der Anteil, den ich an der großen Sache selbst nehme ... Ist erst die Hauptsache, ein wahrhaftiger Friede, gewonnen, so wird uns nach dem Reich Gottes das übrige von selbst zufallen, und dann wollen wir uns ernstlich um unsere eigene Wirtschaft bekümmern. — An Benecke noch in der Hoffnung, daß das Elsaß wieder deutsch werde, 28. März 1814.

13. Ich möchte in keinem Lande weniger leben als in Frankreich, sie mögen ihre Verfassung ändern wie sie wollen. Jeder Deutsche, der in diesem Krieg gestorben ist, sollte eine viel teurere Rücksicht sein als alle solche Auftritte und Unterhandlungen mit den Franzosen, die in der gewöhnlichen Mitte, wohin sich der Geist der Geschäfte versteigt, unendlich gewandter und gescheiter sind als die Deutschen. Warum sollen durch Kunstgriffe und Geschwätz wir und unsere gute Sache um das gebracht werden, was wir mit klarem Bewußtsein wollten? ... Ich wollte sogar, daß man damit anfinge zu erklären, daß binnen einem Jahr und ehe man alle Stimmen im Volk gehört und genutzt, nichts definitiv entschieden sein soll als die Einheit und Freiheit Deutschlands. Das Fernlassen der deut-

schen Kaiserwürde und die Einteilung in drei oder vier Föderativstaaten ist die traurigste Idee, die man haben konnte. — An Wi., 19. April 1814.

14. Ich wollte, daß ein kolossaler Bonaparte, eine Puppe aus Heu, förmlich ins Feuer geworfen und verbrannt würde. — Nach Beschreibung der Freudenfeuer bei Kassel, auf dem Meißner, Habichtswald und Hirschberg, an Wi., 13. Oktober 1814.

15. Die leiseste Idee eines solchen [zwischen Österreich und Preußen drohenden] Krieges verletzt alles, was wir wollen und sollen wollen dürfen; auch entstünde der Krieg nicht nach dem Willen der Völker, sondern bloß aus der Sünde der Staatsmänner. Ich sehe mehr als eine Möglichkeit, wie es gehen kann, aber am Ende jeder den großen Trost, daß die deutsche Sache in keinem Fall verloren wird, sondern zuletzt allerwärts hervorbrechen und siegen wird. — An Wi. aus Wien, 23. November 1814.

16. [Unter dem 16. Dezember 1814 tritt J. Gr. für die Herstellung Polens ein mit dem Hauptgrunde:] Es liegt heilsam zwischen Deutschland und Rußland.

17. Rußland muß durchaus seinen halb französischen Ton uns gegenüber ablegen und uns selbst gewähren lassen ... Polen und Sachsen sind eigentlich die Hebel, welche den trägen Klotz in Bewegung bringen. Die deutsche Verfassung, statt in der Mitte zu stehen, wird abhängig danach behandelt. — Aus Wien an Wi., 27. Dezember 1814.

18. Deine unmutige Stimmung über das viele Undeutsche in Deutschland kann ich mir gut vorstellen; es geht mir zuweilen auch so. Setzen wir auch den schlimmen Fall, daß der Friede verdorben und dem Feind all das deutsche Land bleibt, so steht unser Vaterland doch fest und stark, seinen Anspruch kann ihm niemand rauben. — An Aug. v. Haxthausen, 4. September 1815.

19. Der Friede ist gerade am Geburtstag der seligen Mutter abgeschlossen worden, und doch nun der zweite, welcher die Franzosen beschimpft. Den dritten, künftigen, der unser deutsches Vaterland völlig zu Ehren bringen soll, sehen schon die meisten nach einigen Jahren voraus. — An Wi. aus Paris, 24. November 1815.

20. Politik und Kunst kostet in unseren Tagen mehr Zeit als sonst. Wie ruhig hätte ich vor 30, 40 Jahren hinter den Wörtern her sein können! Und das verfluchte Zensieren! — 17. Januar 1821.

21. Ich habe Preußen ehrlich und aufrichtig geliebt, aber es läßt in dieser wichtigen Sache Deutschland und sich selbst im Stiche. — An Bettina, 1. August 1838, weil Preußen die aus Göttingen verwiesenen Brüder nicht sofort offen aufnahm.

22. Ich glaube, daß Menschen und ganzen Völkern nichts anders frommt als gerecht und tapfer zu sein. Ob eine Frucht und welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand. — An K. Lachmann 1840.

23. Meine Herren! Auch ich bin für einen stolzeren, mutigeren Beschluß als den von dem Ausschuß ausgesprochenen. Ich höre oft sagen und auch von dieser Bühne herab, daß uns, sobald wir einmal frei und stark sein werden, alles wieder zufallen werde, was von uns abgefallen war. Aber, meine Herren, mit Schleswig verhält es sich ganz anders: Schleswig war uns schon zugefallen; als wir noch in Schmach lagen, als wir uns noch nicht erhoben hatten, da wollten schon dieselben Schleswiger lieber mit dem geringen Deutschland verbunden sein, als ohne Deutschland fortleben. (Allgemeine Zustimmung.) Das zeigt recht das deutsche Herz! Meine Herren, ich gehöre nicht zu denen, welche dafür halten, daß bloß die Gegenwart für uns Maßstab geben müsse, ich glaube auch an unsere große Vergangenheit, und ich glaube, daß über diejenigen, welche nichts von der Vergangenheit wissen wollen, sehr bald auch die Zukunft den Stab brechen wird. (Allgemeiner Beifall.) Ich habe mich seit langer Zeit in genaue Untersuchungen eingelassen über die Geschichte jener nördlichen Gegenden und bin dadurch auf Ergebnisse gelangt, die von den bisherigen zum Teil vollkommen abweichen. Es würde hier nicht der Ort sein, in das einzelne solcher Ergebnisse mich zu verbreiten, aber das darf ich als etwas Wichtiges angeben, daß nach meinen Untersuchungen die Jüten, welche jetzt für die Bewohner des nördlichen Teiles der Halbinsel gelten, daß diese Jüten ebensowohl ein ursprünglich germanischer Volksstamm waren, insofern wir befugt sind, germanische Volksstämme den skandinavischen entgegenzustellen. Aber welche Erinnerungen weckt nicht die Geschichte dieser nördlichen Gegend! Von dort sind schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung die beiden Völker ausgegangen, welche den mächtigen Römern unüberwindlichen Schrecken einflößten, die Zimbern und Teutonen, die mit uns gleichen Namen führen. Sollte das nicht gerechten Stolz anfachen, und wahrhaftig! andere Völker würden das nicht dulden, daß von dem Wohnsitze ihrer ruhmvollen Vorfahren auch nur eine Scholle breit jemals abgetreten werden dürfe. Meine Herren, in unseren Tagen ist ein neues Leben erwacht, welches alle früheren diplomatischen Verhandlungen mit einem starken Hauche weggeblasen hat. Was können bedeuten jene Garantien von dem Jahre 1721, wenn

ich nicht irre, damals zwischen Frankreich und England gegen Deutschland geschlossen? Das verbindet uns nicht, das hat keine Kraft, sondern der Hauptgrund ist, weil Schleswig bei Deutschland immer sein zu wollen und bleiben zu wollen erklärt hat. Meine Herren! In diesem Augenblick ist Kürze geboten, ich beschränke mich diesmal darauf, zwei andere Anträge zu stellen, welche so lauten:

„1. Die Nationalversammlung beschließt, daß der Krieg gegen Dänemark so lange fortgeführt wird, bis diese Krone unsere gerechten Ansprüche auf ein unzerteilbares Schleswig-Holstein anerkannt hat.

2. Die Nationalversammlung erklärt laut, daß sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen werde."

(Allgemeines Bravo!) (9. Juni 1848 NV.)

24. Jetzt haben wir das Politische im Überschwang und, während von des Volkes Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitschern, seiner heißersehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß sie bald nahe und nimmer von uns weiche! — GdSpr, Widmung an Gervinus.

25. Das Buch... war gerade fertig, als die Verhängnisse dieses Jahres hereinbrachen... Es kann kommen, daß nun lange Zeit diese [Sprach-] Studien daniederliegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend zumuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Geten und Goten jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unserer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen oder Franzosen, gelüstet diese Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten soll. — An Gervinus ebenda.

26. In wie ungelegener Zeit mein Buch erscheine, ist es doch, wer aus seinem Inhalt Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes ermessen will, durch und durch politisch. Es lehrt, daß unser Volk nach dem abgeschüttelten Joch der Römer seinen Namen und seine frische Freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit seiner vollen Kraft allein den Sieg des Christentums entschieden und sich als undurchbrechlichen Wall gegen die ungestüm nachdrückenden Slawen

in Europas Mitte aufgestellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters, aber welche Höhe der Macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunder, Langobarden und Westgoten gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet. Mit deren Aufgeben gingen sie uns und großenteils sich selbst verloren; Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Belgien und Holland sind unserem Reich, wir sagen: noch nicht unwiederbringlich, entfremdet. Viel zäher auf ihre Muttersprache halten die Slawen, und darum kann uns heute ein übermütiger Slawismus bedrohen; in unserer innersten Art lag je etwas Nachgiebiges, der ausländischen Sitte sich Anschmiegendes. Sollen wir von dem Fehler bis zuletzt nicht genesen?

Der sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthüllende Grundsatz, daß zwischen großen und waltenden Völkern, neben welchen es jederzeit unterwürfige und bewältigte gab, auf die Dauer allein *sie* scheide und anders redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die inneren Glieder eines Volkes müssen nach Dialekt und Mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserem widernatürlich gespaltenen Vaterland kann dies kein fernes, sondern nur ein nahes, keinen Zwist, sondern Ruhe und Friede bringendes Ereignis sein, das unsere Zeit, wenn irgendeine andere, mit leichter Hand heranzuführen berufen ist. Dann mag, was unbefugte Teilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu erwerben wähnten, zersplitterte, wieder verwachsen, und aus vier Stücken ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein starkes Hessen erblühen, jeder Stamm aber, dessen Ehre die Geschichte uns vorhält, dem großen Deutschland freudige Opfer bringen.

Mein Blick sucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns schwer ein *wolkenbedeckter Himmel* steht und nur am Saum der Berge die Helle vorbricht. Bevor einige Menschenalter vergangen sind, werden sich nur drei europäische Völker in die Herrschaft teilen: Romanen, Germanen, Slawen. Und wie aus der letzten Feindschaft zwischen Schweden und Dänen der schlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht ist, wird auch unser gegenwärtiger Hader mit den Skandinaviern sich umwandeln zu brüderlichem Bunde zwischen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinschaft laut begehrt. Wie sollte dann, wenn der große Verein sich Binnenmarken setzt, die streitige Halbinsel nicht ganz zum festen Land geschlagen werden, was Geschichte, Natur und Lage fordert; wie sollten nicht die Jüten zum alten Anschluß an Angeln und Sachsen, die Dänen zu dem an Goten wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet, kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehen. — An Gervinus ebenda.

27. Man könnte den Markomannen im Süden die dänische Mark im Norden gegenüberstellen und darin neuen Grund für die Annahme

finden, daß die Halbinsel und die Dänen den Germanen des festen Landes beigezählt und nicht zu den eigentlichen Nordmannen gestellt wurden. — GdSpr 551.

28. Wir Deutschen, denen zu heiß drückender Schmach das ersehnteste Recht eines freien Volkes, das seiner ungehemmten Einheit bisher noch vorenthalten ward, erblicken einem solchen Gebrechen gegenüber zwar geringfügigen, an sich dennoch großen Ersatz und Trost dafür in dem anerkannten Ruf, daß, was auf Wissenschaft und deren Förderung bezogen werden kann, alles bei uns fast in höherem Grade vorhanden ist als bei den mächtigsten einsichtsvollsten Völkern der Gegenwart. — UR.

29. Es waren meines Lebens härteste Tage, daß ich mit ansehen mußte, wie ein stolzer, höhnischer Feind in mein Vaterland einzog und die mutigen Hessen, die damals noch stark an ihrem Fürsten hingen, das Gewehr, dessen rechter Gebrauch ihnen unvergönnt war, nieder auf die Pflastersteine warfen: noch in diesem Augenblick bewahrt ein so treuer Volksstamm seinen Haß gegen Unbill, Frevel und Verrat. — WdB.

* * *

30. [Nachdem Jakob dem Bruder die Pariser Komödie als glatt, die Tragödie als langweilig und alles als unnatürlich geschildert, fährt er fort:] Oft wird sehr langsam deklamiert und dabei erschrecklich geschrien und dann auf einmal abgebrochen, kalt, gleichgültig und geschwind erzählt. Jeder Akteur wird beklatscht, wenn er kommt und weggeht, wenn er gleich noch nichts gesprochen hat, kurz es vergehen nie 5 Minuten, wo nicht applaudiert wird, bei jedem starken Schrei ganz sicher. — An Wi., 1. März 1805.

31. Zu Jordis gehe ich deswegen nicht gern, weil immerfort Franzosen da sind. — An Wi., 10. Juli 1809.

32. [Als durch den Kasseler Schloßbrand die kurfürstliche und die Kgl. Westfälische Bücherei durcheinander gekommen waren, 22. November 1811 an Benecke:] Die Königin [Katharina, die Gemahlin Jéromes] verlangte gleich darauf ihre Bücher herausgelesen, es war nicht einmal Raum, um zwei große Haufen auseinanderzuwerfen, mit Körben mußte leise angefangen und fortgefahren werden. Da niemand anders die Bücher kennt, so mußte ich die wahre Tagelöhnerarbeit selbst tun ... Kurz, auf deutsche Ordentlichkeit, Langsamkeit, womit man hier viel weiter kommt, darf man nicht einmal anspielen. Mein ganzer bibliothekarischer Dienst ist aus solchen Transporten zusammengesetzt, bei

denen es kaum ordentlich und nach meinem Willen hergegangen ist. Dazu nehmen Sie meine sich immer häufende Herzensarbeit, meinen Trieb nach Ordnung, und Sie dürfen mich nicht tadeln, daß ich bis 1 oder 2 aufbleibe, weil am Morgen keine rechte Ruh ist. —

33. Das Blatt trägt in der ohne Zweifel echten Antwort des Kaisers [Napoleons] ganz die ihm eigene Mischung von Stolz und Gemeinheit, Überlegenheit und Beschränkung an sich. Redensarten wie von der schmutzigen Wäsche und dem hölzernen Sammetthron sind durchaus unköniglich, zumal in einer so grausamen Zeit und doch durchaus treffend und beherrschend. — An Wi., 2. Februar 1814.

34. Mit dieser [französischen] Nation ist durch Rede und Vernunft, insofern sie die letzte nicht von selbst hat, rein nichts auszurichten. Im Anfang klingt ihr Geschwätz erträglich, weil es gut gesetzte Phrasen sind, aber bald wird es überlangweilig, weil man nichts mit ihnen abtun kann, und was man abgetan glaubt, immer als etwas Neues wiederbekommt. Dabei sind sie stockunwissend in allem, was nicht in ihren Kreis schlägt, und hängen an Kleinigkeiten, Prahlen und Lügen. — An Wi., 18. Februar 1814.

35. Das ganze Volk ist nicht im mindesten gedemütigt, sondern wie früher ... Der König von Preußen wohnt sogar in der Rue de Jena, und schmähliche Säulen und Monumente, die man in ersten Tagen hätte zerschlagen sollen, stehen noch da und werden nun bleiben. — An Wi., 20. Februar 1814.

36. [Aus Anlaß von J. B de Roqueforts Supplément au glossaire de la langue romane:] Für eine genaue Angabe der ersten nordfranzösischen Schriftsteller hätten wir Herrn Roquefort Artikel wie hymettien gern geschenkt, und dergleichen überflüssige finden sich mehr als zuviel. Einen anderen Artikel heben wir noch der sonderbaren Erklärung wegen aus. Wandes, Wandles wird verständigt: Vandale, nom d'un peuplade d'Allemagne; au figuré: pillard, voleur, barbare, prussien, anglais. Vor zehn Jahren hätte kein französischer Lexikograph die beiden letzten Wörter in dieser Verbindung synonym gemacht. Der Irrtum ist augenscheinlich, man mag ihn gelehrt oder ungelehrt betrachten. Auf gelehrtem Weg hat Herr v. R. sicher wenig von dem Zusammenhang der Preußen mit den Vandalen in Erfahrung gebracht. Französische Prahlerei bedarf aber zu ihrer Selbsttröstung solcher köstlichen Ausdrücke wie Barbar und Vandale. In Deutschland würde doch kein Verfasser bei einem Werk dieser Art die Ziererei so weit treiben und die Vorrede im Namen des libraire éditeur schreiben. — GGA 1820.

37. [Mit Bezug auf Jonckbloets Etudes sur le roman de Renart par Paulin Paris v. J. 1860:] Lassen wir diesen Kritiker, der nichts Weiteres und Höheres kennt als eingebildete französische Originalität, für die man bloß Phädrus und Äsop zu kennen, sich nicht tief in die Fabel zu versenken brauchte ... Auf ganz widrige Weise wird die ekelhafte Mißhandlung eines schlafenden Bauers eingeschaltet ... Sollen diese verunstaltenden und vergröbernden Züge der Fabel nach der Ansicht von Paulin Paris „ein französisches Siegel" aufdrücken?" — GGA 1863.

38. Wie selbst einfallende Gesichtszüge sich noch [im Alter] von edlen, früher unbemerkten Ähnlichkeiten mit den Voreltern erst jetzt heraustreten lassen, weshalb es auch wohl heißt, daß alte Leute manchmal schöner werden, als sie vorher waren; ebenso müssen wir ihnen auch zugestehen, daß der lange Verkehr des durchlaufenen Lebens sie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdrossene Stimmung der Seele hervorgebracht haben kann. Von unseren Nachbarn über dem Rhein gilt für ausgemacht, seien sie schon als junge Leute brausend, anmaßend und oft unleidlich, so gebe es doch keinen angenehmeren, liebenswürdigeren Gesellschafter als einen ins Alter eingetretenen Franzosen, der fortan unvergleichlichen Takt mit der gutmütigsten Aufmerksamkeit zu verbinden wisse und überall vergnügend anrege. — AR.

* * *

39. Alle Völker des heutigen Europas zusammengehalten, läßt sich nicht verkennen, daß dem Italiener die natürlichste und ungezwungenste Lebensart eigen ist. Schon seine Gebärden spielen frei und ungehindert, er sticht vorteilhaft ab gegen den gezierten übertriebnen Franzosen, den feierlichen Spanier, den eingebildeten Engländer und unbeholfenen Deutschen. Es ist, als ob wir hinter den Alpen Gesessenen der Mienen des Gesichts und der Bedeutsamkeit unserer Hände und Finger, deren Gestikulation des lebhaftesten Ausdrucks, einer stummen Sprache fähig wird, uns gleichsam schämten ... Überall sind Männer [in Italien] und Frauen leutselig, gesprächig und unverlegen, einmal wie das anderemal, während wir Deutsche im Umgang mit der Menge anfangs steif erscheinen und erst auftauen müssen, ehe wir uns in sie hineinfinden. — RE.

40. Für wen auch in der Sprache wechselseitiges Durchdringen des Notwendigen und Freien, eines mächtigen wunderbaren Stoffs und einer ihn verarbeitenden bildenden Willkür vorliegt, dem darf in der ganzen Geschichte der Deutschen und Italiener, jener Einstimmung zur Seite, ein gemeinsamer Gang noch unverkennbar einleuchten ... In beiden Völkern nehme ich die größte Anlage zur Freiheit wahr und die längste

Abhaltung davon ... Das heutige Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen: ich las es auf dem Antlitz blühender, schuldloser Jünglinge. Was auch kommender Zeiten Schoß in sich berge, die Macht, deren Flammen wir noch auflodern sehen, wird nicht ewig über ihm lasten, und wenn Friede und Heil des ganzen Weltteils auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhen, so muß sogar diese durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzusehende, aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen. — RE.

41. Meine Überzeugung steht fest, daß die italienische Sprache Königin aller romanischen, die reichste und wohllautendste unter ihnen sei ... Aus solchem willig erteilten und, wie ich glaube, gerechten Lob der Sprache folgt jedoch keineswegs, daß mit ihr auch das Höchste zugleich in der Poesie ausgerichtet worden sei, soviel Herrliches ihr von frühe an gelang; zum Dichten ist keine Sprache ungeschickt, ja in ihrer Weise jede befähigt und wie ein schönes Gefieder nicht immer die Vögel anzeigt, welche am reinsten und süßesten singen, scheint aus ärmeren Sprachen gleichsam zum Ersatz für ein ihnen versagtes reich geschmücktes Gewand die Fülle der Poesie desto lauterer vorzubrechen.

* * *

42. Nähe und Verwandtschaften erklären es, warum Deutschland vielfach auf Skandinavien einwirkte, und nach dem Wechsel der Zeiten hat die dortige Eigentümlichkeit sich davon angezogen oder beleidigt gefunden. Noch heute wird ein deutscher Gast in keinem andern Lande, selbst Holland und England nicht ausgenommen, so brüderlich und herzlich empfangen, als in Dänemark, Norwegen und Schweden. Die Sitten und Gebräuche sind von unseren wenig verschieden, man lebt wie unter seinesgleichen. Von einer Bitterkeit, die in diesem Augenblick gerade unter den Dänen gegen Deutsche obwalten soll, hatte ich nichts zu gewahren; auch scheint sie mir desto ungerechter, als die Dänen über ihre Grenze hinaus Deutsche beeinträchtigt haben, nie von Deutschen beeinträchtigt worden sind. Noch für seinen letzten großen Verlust empfing Dänemark mit schreiendem Unrecht ein deutsches Stück[1]); denn an jenem trugen wir Deutsche keine Schuld. Und darf der Fortbestand des widernatürlichen Sundzolles deutsches Gefühl nicht versehren? ... Edle Dänen erkennen, daß ihr Reich an Norwegen verblutet; aber an deutschen Stämmen soll es sich nicht erholen, und nimmermehr diese ihrer Mutter untreu werden. Die fernen rührigen Isländer haben an Europa ihre Pflicht reichlich abgetragen und der Welt und dem sinnenden Menschen-

[1]) Im Kieler Frieden 1814 mußte Dänemark Norwegen an Schweden abtreten und erhielt dafür Schwedisch-Pommern, das es dann allerdings 1816 gegen Lauenburg mit Preußen austauschte.

geist weit größeren Vorschub geleistet als das unter herrlichem Himmelsstrich gelegene Sardinien, das, seit unsere Zeitrechnung gilt, träg und unnütz dahin lebt. So wenig also hängt die innere Tätigkeit unseres Geschlechts ganz von seiner äußeren Lage ab. Ohne Island und die Auswanderung der edelsten und kühnsten Norweger nach erstarrendem, aber freiem Boden würden beinahe alle nordischen Altertümer untergegangen sein, wie uns ohne die Errungenschaften eines ausgestorbenen Brudervolkes, der Goten, aller wahre Zusammenhang unsrer Sprache unerkannt und rätselhaft geblieben wäre. — RE.

43. Soll ich in dem ernsten, aber regen Gesicht der Schweden einen Nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle Bildung der Nase dar, etwa wie sie bei Goethe herrscht, der, was sein Name andeutet und Überlieferung besagt, von gotländischen Vorfahren abstammen soll. — RE.

44. An keiner neueren Geschichte haftet unser Herz von Jugend auf wie an der schwedischen. Die Dänen haben bloß ihren Waldemar, doch welche Macht üben die Namen Gustaf Wasa, Gustaf Adolf und Karl XII. über die Gemüter aus; Wasa, der als Jüngling sein Vaterland, Gustaf Adolf, der Deutschland rettete, Karl, dessen Taten wie ein dichterisches Abenteuer mitten in die prosaische Wirklichkeit seines Zeitalters eintreten. Wider Gustaf Adolf haben sich neuere Schriftsteller, und ich erröte darüber, es zu sagen, deutsche aufgeworfen: sie schelten ihn einen Eroberer, der es auf die deutsche Verfassung abgesehen habe. Die Wahrheit ist, daß auch mit dem halben Werk, das der Held, mitten im Siegeslauf hingerafft, vollbrachte, er die deutsche Freiheit aufrechterhalten hat, die ohne ihn, soweit Menschenaugen sehen können, preisgegeben war. Des Siegers Zeichen ist aber erobern, und über Gustaf als deutschen König hätten eher Schweden als Deutsche zu klagen gehabt, die seines Reiches Mittelpunkt gebildet haben würden; welche Folgen wären daraus für den evangelischen Glauben wie für die Welt hervorgegangen! Mutterhalb war sein Blut schon deutsches, und war er nicht deutscher als der in Spanien geborne Karl V.? Nur Eroberungen haben das Glück wie das Unglück der Weltgeschichte mit sich geführt, und aufgestiegen ist keine Macht als die emporstrebende. — RE.

45. Unter den nordischen Völkern sind Wissenschaft und Kunst nicht anders als auf deutschen Fuß gefördert, und wenn unsere Einwirkung dort größer scheint, als die französische bei uns, ist das naturgemäß. Namen wie Linnaeus, Berzelius, Thorwaldsen reichen über ganz Europa; nicht so mächtig ist der Gesang schwedischer und dänischer Dichter, doch er beglückt und erfüllt ihr Land.

Diese Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle Tiefen des menschlichen Geistes einzugehen fähig und geneigt. Wenn ich über den Malare [Mälarsee] fuhr, saßen die Leute still und spielten mit den Fingern, ein Nachen, der zehn Italiener faßte, würde von ausgelassenem Geschrei wimmeln. Man könnte mit einem Italiener alles, was sich auf der Fläche oder in gewisser Höhe hielte, anmutig verhandeln und durch die Feinheit seiner sinnigen Art ergötzt werden, doch weiter hinaus würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen lassen. Im Süden verfließt das gewöhnliche Leben mit Lust und Gemach, dem ernsten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freuden zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung ist. — RE.

5.

Staat und Stände.

Wenn das deutsche Wesen gut geht, darf ich wenig in Anschlag kommen.

1. Ob ein altes Buch wieder unters Volk eingehen soll, daran liegt mir gar nichts, viel wichtiger ist es jetzt, etwa Fichtes Reden an die deutsche Nation in ein populäres, gemeines Gewand zu bringen, daß sie jeder lese. — An Wi., 16. August 1809.

2. Meiner Meinung zufolge hat aller Kern, alle Kraft des Minnesangs in den dienenden Dichtern gelegen, und erst an ihrem Feuer haben die Reichen und Hohen sich entzündet und begeistert. — MG.

3. In den Gesellschaften herrschen eigentlich zwei Elemente. Das gute ist ein inneres, die Liebe, welche bindet und hält. Das andere ein äußeres und böses, wenn der Eingang ohne Weihung ist und sich die Zeichen zu sehr erheben. Sowie der Staat einzig und allein in dem Worte Vaterland verstanden wird, und ohne die Einheit der bis zum Tod bereiten Herzen alles Recht und alle Sicherheit eine elende Einrichtung bleibt, so stirbt alle Verbindung oder hat nie gelebt ohne jenen befruchtenden Tau. Je mehr wahrer Gesellschaften ein Staat zählt, desto glückseliger ist er zu preisen, weil da kein Staat im Staate ist, wo Liebe in Liebe wohnt. — MG.

4. [Nach Jéromes Flucht an Benecke in Göttingen, 17. November 1813:]

Tausend Glückwünsche, daß Sie wiederum aus dem westfälischen Joch entbunden sind, Ihre Postknechte wieder Georg Rex peitschen dürfen und Ihre „Gelehrten Anzeigen" nicht mehr schwere und dreifache Komplimente zu drehen haben. Wegen des gemeinsam getragenen Unglücks werden Sie auf uns arme Hessen auch in Zukunft nicht mehr so stolz blicken, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß wir uns gleich am Anfang etwas schwerfällig und langsam zeigen, aber nur Geduld und Vertrauen! Wer wollte jetzt, der an Deutschland denkt, das wieder ganz und eins geworden ist, an dem einzelnen tadeln und unruhig sein und ungeduldig? —

5. In Koblenz hatten sich [bei Blüchers Übergang über den Rhein] die Schiffer gebalgt, wer die Freunde überfahren sollte, und alles war illuminiert. Hier in Baden ist der Geist lauer, aber wenn das von den Fürsten ausgeht, die wie bisher was Verkehrtes von ihrer Souveränität sich einbilden, so wird diese einmal um so leichter zuschanden werden ... Ich erschrak, als ich hörte, daß der Kronprinz jetzt auf den Hansestädten bestehe, vielleicht sie an Dänemark abzutreten. Das kann nun und nimmer geschehen, und das Ganze ist ein guter Anlaß, um ihn ganz abzuschaffen. — An Wi. aus Karlsruhe 9. Januar 1814.

6. Freude, daß das deutsche Wesen gut geht, wobei ich wenig in Anschlag kommen darf. Hoffnung, daß es bald endigt, und dann werde ich mir mit Gottes Hilfe auch wieder in einen andern Stand helfen. — An Wi. aus Basel auf dem Wege nach Paris, 25. Januar 1814.

7. Was mir an Hebels Hausfreund nicht gefällt, ist der Schluß von der Erzählung der Zeitereignisse. Das Ganze kann seiner Lage leicht nachgesehn werden, aber es sollte kein Volksschriftsteller sagen: „Ein guter Kalbsbraten tut dann bessere Dienste als eine Brust voll Heldenmut", und unsere Zwistigkeiten kommen mir viel erlaubter und unschuldiger vor als dergleichen Worte, die das Volk so gern als Wasser auf seine Mühle herbeileitet. — An Wi., 12. Februar 1814.

8. Das Heiligste, Einfachste, das, was der größte Teil unseres Volkes klar will, steht auf dem Spiel, das uns nun Gott rette oder die finstere Verblendung unseres Widersachers ... Daß nur Könige und Minister einsehen und glauben wollten felsenfest, wie treu wir sie lieben und für sie alles opfern und daß alles andere Bedenken klein, gemein, dumm, schlecht ist. Bedenken sie aber jenes, so werden ihnen die Augen offen stehen für den Weg, den sie zu unserem und ihrem Glück und einigem Heil wandeln sollen... — An Wi., 19. März 1814.

9. [Im Anschluß an die Erzählung, Kaiser Alexander I. von Rußland habe dem Großherzog von Baden einen badischen Kalender, der Ausfälle gegen die Russen enthielt, zerrissen vor die Füße geworfen und ihn nicht mehr sprechen wollen:] Ich weiß nicht, ob dir mit dieser Anekdote gedient ist, zu verbürgen ist sie auch nicht, sondern Erzählung des Volkes, aber ich gönne doch den Rheinbundfürsten solche Demütigung, auf daß sie lernen, was sie sind. Das Volk ist durchgehends besser, aber die Verwandtschaft wird den Höfen einigermaßen forthelfen. — An Wi., 20. Mai 1814.

10. [Aus Wien nach Klagen über die Benennung der deutschen Bundesstaaten und den Zweifel, ob die Kaiserwürde gewahrt werden würde:]

Erfreulich ist die immer mehr durchdringende Festsetzung der Landstände; denn da im Volke die besten und reinsten Stimmen stecken, so müssen, sobald diese nur einmal Sitz und Laut gewinnen, zukünftig die obern Angelegenheiten besser werden. — An Wi., 21. Oktober 1814.

11. Was den Adel anbetrifft, glaub' ich, ist in Norddeutschland die Zeit seiner Vorrechte vorbei. Was jetzt Rechtes und Kräftiges in Deutschland geschehen muß, wird so fortgesetzt werden, wie es anhob, also durch den bürgerlichen und adligen Geist ohne Unterschied. — An Auguste von Haxthausen, 4. September 1815.

12. Es tut mir leid, daß die Zueignung durch ihre Kürze und Einfachheit verunglückt ist. Ich wollte den geschmacklosen preuß. Titeln von wirklichem, geheimem, oberem Rate, die ich nie behalten kann, gern ausweichen, und die gewöhnlichen Dedikationswörter von Verehrung, Dankbarkeit, Hochachtung, Ergebenheit, Treue und Liebe schienen mir zu verbraucht. — An des Frhr. von Meusebach Schwester, die in Grimms Widmung seiner deutschen Rechtsaltertümer an jenen „einige Schock warmer Dankesworte" vermißt hatte, 23. September 1828.

13. [An Bettina während der Verhandlungen über die Berufung der Brüder nach Berlin am 1. August 1838:] Tun Sie lieber zu wenig als zu viel ... Selbst wenn alles Erwartete hintertrieben werden sollte, sind wir vorbereitet und gefaßt. Wir sehen der Zukunft ziemlich ruhig und entschlossen entgegen. Ich will es sogar gestehen, nachdem sich Preußen so kleinmütig und beengt in der hannöverschen Angelegenheit erwiesen hat und erweist, spüre ich keine Lust in mir, ihm meine Dienste zu weihen ... Ich hab' den festen Glauben, daß es gerecht und sittlich gewesen wäre, wenn uns Preußen gleich am Anfang offen aufgenommen hätte; es scheut sich, einem König unrecht zu geben, bloß weil er König ist, so deutlich er auch unrecht hat. Diese unpolitische Ungerechtigkeit, wenn man sie, wie es allen Anschein hat, mit Gewalt zuheilen will, wird über kurz oder lang wieder herausschwären und eine größere Wunde geben. Für eine Anstellung unter solcher Beschwichtigung könnte ich keine rechte und wahre Dankbarkeit fühlen.

14. Unsern Schritt [die Erklärung in Sachen der hannöverschen Verfassung] habe ich noch keinen Augenblick bereut, und wenn ich an Göttingen denke, preise ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unausstehlich ist, weggebracht hat. Ich bestehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Grieche oder Römer in unserer Lage getan haben würde oder nicht. Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht; ich glaube auch,

daß den Menschen und ganzen Völkern nichts anderes frommt, als gerecht und tapfer zu sein; das ist das Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorgehen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand. Es gibt auch Bäume, die nach Kräften aufwachsen ohne alle Frucht und nur in dem Laub grünen und schatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demütiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefacht hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unseres Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unserer Ehre und Freiheit ... Der Welt bin ich nicht feind und hänge heiß an allem Vaterländischen ... Den Gesellschaften abgeneigter hat mich auch das gemacht, daß fast alle Gespräche auf unsere öffentlichen Angelegenheiten mit unendlichen Wiederholungen führen, was mir fast das Peinlichste an der Sache ist. — An K. Lachmann, 12. Mai 1840.

15. Meine Herren! Ich habe nur wenige Worte vorzutragen zugunsten des Artikels, den ich die Ehre habe vorzuschlagen. Zu meiner Freude hat in dem Entwurf des Ausschusses unserer künftigen Grundrechte die Nachahmung der französischen Formel „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" gefehlt. Die Menschen sind nicht gleich, wie neulich schon bemerkt wurde, sie sind auch im Sinne der Grundrechte keine Brüder; vielmehr die Brüderschaft — denn das ist die bessere Übersetzung — ist ein religiöser und sittlicher Begriff, der schon in der Heiligen Schrift enthalten ist. Aber der Begriff von Freiheit ist ein so heiliger und wichtiger, daß es mir durchaus notwendig erscheint, ihn an die Spitze unserer Grundrechte zu stellen. Ich schlage also vor, daß der Artikel 1 des Vorschlages zum zweiten gemacht und dafür ein erster folgenden Inhalts eingeschaltet werde:

Alle Deutschen sind frei, und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei.

Ich leite also aus dem Rechte der Freiheit noch eine mächtige Wirkung der Freiheit her; wie sonst die Luft unfrei machte, so muß die deutsche Luft freimachen. Ich glaube, das Gesagte reicht hin, um Ihnen den Antrag zu empfehlen. (Bravo von vielen Seiten.) — 4. Juli 1848. NV.

16. Meine Herren! Auch mir leuchtet ein (Stimmen: Laut!), daß der Adel als bevorrechtigter Stand aufhören müsse, denn so hat schon der Zeitgeist seit ein paar Generationen geurteilt, so hat er im Stillen geurteilt, jetzt darf er ein lautes Zeugnis dafür abgeben. Der Adel ist eine Blume, die ihren Geruch verloren hat, vielleicht auch ihre Farbe. Wir wollen die Freiheit, als das Höchste, aufstellen, wie ist es dann möglich, daß wir ihr noch etwas Höheres hinzugeben? Also schon aus diesem

Grunde, weil die Freiheit unser Mittelpunkt ist, darf nicht neben ihr noch etwas anderes Höheres bestehen. Die Freiheit war in unserer Mitte, solange deutsche Geschichte steht, die Freiheit ist der Grund aller unserer Rechte von jeher gewesen; so schon in der ältesten Zeit. Aber neben der Freiheit hob sich eine Knechtschaft, eine Unfreiheit auf der einen und auf der anderen Seite eine Erhöhung der Freiheit selbst. In dieser Gliederung scheint mir ein Beweis gegen den Adel zu liegen. Als die härtere Unfreiheit sich in eine mildere auflöste und [diese] neben der härteren bestand, da entsprang auch eine Erhöhung der Freiheit in den Adel und des Adels in die fürstliche Würde. Nachdem diese Erhöhung der Unfreiheit aufgehört hat, muß auch die des Adels fallen. (Bravo im Zentrum.) Meine Herren, ich will den Adel, ich kann ihn nicht so schwarz malen, wie Redner vor mir getan haben; ich will vielmehr von seinem Preise ausgehen und hernach einige milde Schatten werfen. In unserer ältesten Geschichte glänzt der Adel in vielen Lichtpunkten. Wir wissen zwar oft nicht in den Geschichtschreibern zu unterscheiden, ob freie oder adlige Männer gemeint seien; es wird aber in den alten Volksrechten zwischen beiden Ständen, wenigstens bei vielen Stämmen, wenn auch nicht bei allen, unterschieden. Ich will, was Sie mir gewiß erlauben werden, weil es mir am nächsten liegt, herausheben, wie der Adel in unserer Literatur geglänzt hat, und das ist doch ein Zeugnis für die geistige Befähigung der Völker gewesen. Im 13. Jahrhundert blühte die deutsche Poesie auf, wie nie vorher. Unter 200 oder mehr als 200 Dichtern ist die überwiegende Mehrheit dem Adel zugehörig gewesen, unser größter deutscher Dichter des 13. Jahrhunderts war Wolfram von Eschenbach, und nur ein anderer vermag ihm etwa das Gleichgewicht zu halten, Gottfried von Straßburg, der kein Adliger war, sondern aus einer deutschen Stadt, die jetzt nicht mehr zu uns gehören will. Dies Verhältnis der Stände blieb noch ein paar Jahrhunderte. Nachher trat ein großer Wandel ein: als mit Wiedererweckung der klassischen Literatur, mit der Erfindung der Buchdruckerei die ganze Wissenschaft neu geschaffen wurde, konnte die Befähigung des Adels nicht mehr als ausschließliche erscheinen. Die Buchdruckerei ging gerade so der Freiheit im Glauben voraus, wie heutzutage die Erfindung des Dampfes der Freiheit der Völker vorausgegangen ist. Beide sind Vorboten einer Freiheit, die nichts aufhalten konnte. Seit Erfindung der Buchdruckerei wich die Wissenschaft aus den Klöstern und Pergamenten und ging über in die gedruckten Bücher, die dem ganzen Volke zugänglich waren, und siehe da, von jetzt an war die Wissenschaft überwiegend in den Händen der sogenannten Bürgerlichen und nicht mehr der Adligen. Der größte deutsche Mann, der unsere Glaubensfreiheit bewirkte, Luther, war aus geringem Stande, und so ist es von nun an in allen folgenden Jahrhunderten. Sie werden immer sehen, daß die Mehrzahl der erweckten

großen Geister dem Bürgerstande angehörte, obgleich auch noch treffliche Männer unter dem Adel auftraten, wie vorhin schon Hutten genannt worden ist. Aus den neueren Zeiten erinnere ich an Lessing, Winckelmann, Klopstock, Goethe, Schiller, lauter Unadlige, und es war ein Raub am Bürgertum, daß man den beiden letzten ein „von" an ihren Namen klebte. (Bravo auf der Linken und im Zentrum.) Dadurch hat man sie um kein Haar größer gemacht. — — — — —

Meine Herren, nach allem, was ich bisher gesagt habe, kann es mir nur scheinen, daß der Adel aussterben müsse, aber ich glaube nicht, daß er mit seinen Titeln und seinen Erinnerungen getilgt werden darf; diese mögen ihm bleiben, so gut wie uns Bürgerlichen, die wir ebenso lebhaft an unseren Voreltern hängen. Hat man sonst im Reich nach einem Dalberg gefragt, warum wird man künftig nicht ebensogut nach einem Dahlmann fragen? dessen Ehre sein Sohn nicht ebenso auf sich ziehen dürfen wird als ehedem die Nachkommen Dalbergs. (Beifall.) Solche Erinnerungen sollen überall heilig bleiben, und niemand wird sie dem Adel wegnehmen oder verkümmern; aber etwas ganz anderes ist, daß er künftig aus Vorrechten heraustreten und in allen Standesbeziehungen jedem andern gleich sein wird. Daß aber jene Vorrechte bestanden, haben wir bis auf die letzte Zeit oft mit Schmerzen erlebt. Es war nicht nur das Recht, goldene Sporen zu tragen oder die Nägel an den Fingern länger wachsen zu lassen, was auch die Mandarine dürfen, von denen man vorher sprach; es waren Vorrechte, die in unsere Sitten und Lebensart aufs empfindlichste eingriffen. — — — — — Ich komme auf die Orden. Joinville in seinen Denkwürdigkeiten des heiligen Ludwigs meldet, daß den Kreuzfahrern, als sie in ein noch unbesetztes Land eingezogen, plötzlich eine Sarazenin entgegengetreten sei, in der rechten Hand einen Eimer Wassers, in der linken eine Pfanne Feuers haltend. Das christliche Heer stutzte und wußte die Erscheinung nicht zu erklären. Die Sarazenin aber erklärte: „Mit diesem Feuer, ihr Christen, das ich in der Hand trage, will ich euer Paradies verbrennen, und mit dem Wasser will ich eure Hölle auslöschen, damit ihr in Zukunft das Gute nicht tut, weil ihr belohnt werdet, und das Böse nicht lasset, weil ihr die Strafe fürchtet." Meine Herren! Das ist ein Grundsatz, tief aus der menschlichen Brust genommen. Wir sollen die Tugend lieben, weil sie Tugend, und das Laster meiden, weil es ein Laster ist. Nichtsdestoweniger muß doch in der Welt Lohn und Strafe sein; allein das wahre Verdienst sehnt sich nach stiller prunkloser Anerkennung, was sollen ihm äußere Zeichen, Tand und Flitter, bunte Bänder, Kreuze und Sterne? Gegen die Orden läßt sich zweierlei einwenden. Einmal, daß sie, ihren Statuten nach, ursprünglich nicht auf das bloße Verdienst gerichtet waren, sondern auch der bloßen Gunst des Fürsten verdankt werden sollten. Was kann einem Leverrier daran liegen, ein Kreuz zu empfangen für die kühnste

Berechnung, die je gemacht wurde und unmittelbar auf einen neuen Planeten führte, wenn derselbe Orden auch an einen Kammerherrn oder Präfekturſekretär erteilt werden darf? Sodann iſt den Orden nachteilig geweſen, daß ſie überall verſchwendet wurden. Meine Herren! Auch das Volk verſchwendet ſeine Ehrenbezeugungen, Fackelzüge, Lieder und Ständchen; es ſcheint das Schwerſte, Maß einzuhalten, indem deſſen ſparſame Erteilung den Wert des Zeichens verdoppelt. Je ſeltener ein Orden ausgeteilt wurde, deſto größer war ſeine Wirkung. Ein Orden von Friedrich dem Großen, von Napoleon verliehen, ehrte mehr als viele andere. Deutſchland hat aber, ſcheint es mir, für ſich allein mehr Orden hervorgebracht als das ganze übrige Europa, und die meiſten kamen auf in den letzten Jahrhunderten, in der Zeit unſerer politiſchen Erniedrigung; wie vermochten ſie das Herz zu erheben? Jeder Fürſt wollte auch ſeinen Orden, wenigſtens ſeinen kleinen Orden haben, und ſo ſahen wir die bunteſte Fülle von Orden und Bändern, die Ihr Auge wohl öfter an einem puppengleich geſchmückten Miniſter oder Kammerherrn angeſchaut haben wird. Das kann ein wahres Verdienſt nicht ehren, noch die Kraft langer Fortdauer und Überlieferung auf die Nachwelt in ſich tragen. Meine Herren! Ich bin aufrichtig dem Königtum zugetan; es gibt hochherzige Könige, und der König, dem ich diene, iſt des edelſten Menſchengefühls voll. Er hat jederzeit Deutſchlands Wohl gewollt und wird nie etwas anderes wollen; ich darf feſt darauf vertrauen. Aber zugleich hege ich die Überzeugung, daß unſere Fürſten bald die Selbſtverleugnung haben werden, allem byzantiniſchen oder chineſiſchen Schmuck zu entſagen, zur Einfachheit unſeres Altertums zurückzukehren und keinen Orden an Ziviliſten auszuteilen, da ſie urſprünglich bloß für das Heer beſtimmt geweſen ſcheinen. Für dieſes, für die Krieger mögen ſie bleiben, ihnen kann ich ſie nicht abſprechen wollen. Es iſt etwas Großes, in heißer Schlacht ein ſolches Zeichen erhalten zu haben, und nach ihm pflegt der Krieger zu ſehen; aber was ſoll unter Zivilſten ein Ritter, der nie zu Roſſe ſteigt, ein Komtur, der nichts zu kommandieren hat. Dem Militär ſollen ſolche Orden erhalten werden, und es frägt ſich nur, in welcher Weiſe? Mir ziemt es nicht, ein Urteil darüber abzugeben, es hat mir nur geſchienen, daß im Militär nur die größeren Orden, die hiſtoriſche Erinnerungen mit ſich führen, verbleiben ſollen, wie das Eiſerne Kreuz, das nur wenigen gegeben wurde und nur ſolchen, die im Kriege mitgedient haben. Das war ein herrlicher Orden. Aber es iſt mir ein Gedanke gekommen, ob es nicht zur größeren Gemeinſchaft aller Deutſchen beitragen würde, für unſer Heer einen deutſchen Orden zu ſchaffen, der das Band der Einheit unter uns allen befeſtigen könnte, worüber ich nicht entſcheiden kann, was ich bloß der Verſammlung vorzutragen mir geſtattet habe. Ich hätte alſo überhaupt folgende Anträge zu bilden und zu übergeben. In bezug auf den Adel trage ich darauf an:

„Aller rechtliche Unterschied zwischen Adligen, Bürgerlichen und Bauern hört auf, und keine Erhebung weder in den Adel noch aus einem niedern in den höheren Adel findet statt."

Ich glaube, dann wird der Adel nach und nach selbst erlöschen, ohne daß die Erinnerungen an ihn aufhören. Denn dadurch, daß ein schlechter Briefadel zum alten Adel hinzutrat, hat sich der Adel länger erhalten und zugleich entartet. In bezug auf die Orden möchte ich meinen Vorschlag einigermaßen abändern und folgenden Ihrer Genehmigung anheimgeben:

1. Alle Orden für den Zivilstand sind und bleiben abgetan.
2. Der Krieger behält seine auf dem Schlachtfelde erworbenen Orden.
3. Für das Heer wird ein neuer deutscher Orden gestiftet, den ein Kriegsgericht erteilt, und der nur eine einzige Klasse haben darf, der dem Höchsten wie dem Geringsten zufallen kann.
4. Fremde Orden darf weder Zivil noch Militär tragen.

Das sind meine Anträge. (Bravo vom Zentrum und von der Linken. Mehrere Stimmen: Schluß! Abstimmung!) (1. August 1848. NV.)

17. [Während Bettina dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm gegenüber das Verhalten der Grimm gegen Ernst August von Hannover eine von der Welt verketzerte Großtat nannte, wollte jener bei der Berufung der Brüder nach Berlin aus Rücksicht auf Hannover alles Aufsehen vermeiden. Daher erklärte Jakob noch 17. Juli 1840:]

„Ich will mich in Berlin nicht einschleichen und habe dort nichts zu suchen und zu bitten. Kommt es dem König in Sinn, mich nach Preußen zu ziehen, so kann er uns ordentlich und offen berufen lassen." [Ebenso schlicht berichtet er von dem späteren Empfang: „Der König begann: ‚Ich freue mich Sie hier zu sehn'", und von dem zum Schluß ihnen nochmals gebotenen „herzlichen Willkommen".]

18. Meine Augen stehen offen. Ich gehe nach Preußen nicht mit dem Glauben, daß dort ein Himmelreich erschienen ist, vielmehr sehe ich voraus, daß dem Recht und der Freiheit noch Kämpfe bevorstehen, ehe sie siegen. Aber der König ist voll reines, edles Willens, und er wird geneigt sein, alles Geistige, auch wo es seinen Ansichten widerstrebt, zu schützen und gewähren zu lassen. — An Bettina, 16. November 1840.

19. Die Frankfurter Nationalversammlung sah sich mit Bittschriften und Anträgen der Schullehrer[1]) fast überflutet, die höher und unab-

[1]) Jeder Billigdenkende erkennt an, wie sich der deutsche Lehrerstand seitdem gewandelt hat, die Ausführung konnte aber nicht wohl entbehrt werden, weil sie eine beherzigenswerte Mahnung von gelehrter Seite enthält, die schaffenden Kräfte auch des Gewerbestandes gebührend zu würdigen.

hängiger gestellt zu werden forderten und gern das ganze unentworfene Reich in ein Schulregiment umgewandelt hätten. Es ist auch nicht unbekannt, welcher Zusammenhang zwischen unruhigen Schullehrern, Kommunisten und Proletariern fast durchgehends stattfand und nicht ohne Gefahr für die Gemeinde bleiben konnte; den schlüpfrigen Abweg selbst betretend, trugen sie eifrig dazu bei, das Volk auf ihn zu verleiten. Dem großen Haufen pflegt ein Grund, dessen sie zu Geltendmachung ihres Verlangens sich bedienen, scheinbar einzuleuchten. Da ihnen, sagen sie, das edelste, kostbarste Gut aller Menschen, die Kinder und deren geistige Entfaltung, empfohlen sei, könne man sie nicht gering wie Handwerker setzen, die nur dem leiblichen Wohl frönen, vielmehr Amt und Beruf müsse ihnen die Ansprüche wahrer Staatsdiener auf anständiges Auskommen, genügende Versorgung im Alter und Witwengehalte sichern. Hier aber wird offenbar der Wert dessen, dem man einen Dienst leistet, mit dem Werte des Dienstes selbst verwechselt ... Die Fähigkeit, die wir vom Schullehrer fordern und die er uns aufwendet, scheint uns an sich unter der eines ausgezeichneten sinnreichen Handwerkers zu stehen, der in seiner Art das Höchste hervorbringt, während der Lehrer ein fast jedem zugängliches Mittelgut darreicht und sein Talent leicht überboten werden kann. — UR.

20. Seit den Befreiungskriegen ist in allen edlen Schichten der Nation anhaltende und unvergehende Sehnsucht entsprungen nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen, die uns allein den Stempel voller Eigenheit aufzudrücken und zu wahren imstande sind. — DW VII.

21. Unser [auf Goethes und Schillers Höhezeit] gefolgtes Geschlecht, wahr ist's, hat schwerere und größere Tage gesehen, wir waren gebeugt unter Feindes Joch, und unser Nacken ging wieder frei daraus hervor, unsere Geschicke liegen unerfüllt, aber wir stehen gestärkt und schauen in Zuversicht dem Künftigen entgegen. Damals im zweiten Teil des vorigen Jahrhunderts lebten alle Gemüter noch sorglos auf schwankender Decke der Erwartungen, auf flutender See heißer, unsicherer Wünsche. Noch unverhallt war der Jubel, daß Preußens großer König die Übermütigen zu Paaren getrieben und Deutschlands eigene Kraft lebendig behauptet hatte; dann trat die Befreiung Amerikas dazwischen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher begann der Donner seiner Umwälzungen[1]) zu rollen. — SchR.

22. Nicht anders [als um die Bemängelung von Schillers (und Goethes) Religion] und fast ebenso wird es um die Vorwürfe stehen, die man

[1]) Über Grimms Stellung zur Französischen Revolution vgl. unter Sprache und Dichtung die Ausführungen gegen Jean Paul im Hermes 1819 unten S. 79.

wider die Vaterlandsliebe und politische Reife der beiden Dichter ausstreut. Schillers feurige Jugend hätte gern auch in die Räder des raschen Lebens mit eingegriffen, und er fühlte sich gleich vielen andern seiner Zeit vom Ausbruch der französischen Bewegung entzündet; seine Räuber, sein Fiesko glühen schon früher von Freiheit und Menschenwohl, im Posa, der den Held des Stückes überflügelte, steht sein damaliges Weltideal. Als sein Geist sich geklärt und gekühlt hatte, sehen wir ihn allerwärts für Ordnung und Vaterland begeistert in die Schranken treten:

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die . . . . . .
. . das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Im Tell läßt er Attinghausen ausrufen:

Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Für deutsche Freiheit war Wallenstein und Tell entworfen, über dessen Tat sich Stanzen, die das dem Kurfürsten-Erzkanzler überreichte Exemplar begleiteten, treffend aussprachen[1]). Der allgemeine menschliche Jubel, den die Chöre des Liedes an die Freude anfachen, wird nie erlöschen. Zu diesen und so großen Wirkungen reicht Goethe nie an. In Hermann und Dorothea ist ein liebliches Bild des nach zerstörendem

[1]) Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.

Krieg wieder einkehrenden Friedens und des Vaterlands Preis gedichtet ... Niemals ist in beiden Dichtern der leiseste Zwiespalt über politische Meinungsverschiedenheit wahrzunehmen, sie waren ihres Strebens für unsere Nation so sicher und sich so bewußt, daß davon keine Rede gewechselt zu werden brauchte. — SchR.

23. Nicht einmal drei volle Jahre vorher [vor dem Tode] wurde Schillern der Adel zuteil, und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes von verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im voraus verneinen, weil der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talente sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen; alle Welt aber glaubt es steif und fest, daß Dichter geboren werden, und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden. Schon 1788 hatte Bürger gesungen:

> Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
> Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen;
> Denn edel sind der Götter Söhne schon,
> Die muß kein Fürst erst adeln wollen,

was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn ist der bürgerliche Stand so beschaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauernstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adligen Gutes werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe oder Schiller entsprangen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden unterbleiben, sobald der Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird, jedesmal sie auszuschlagen. Ein großer Dichter legt auch notwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn, Friedrich von Schiller, Wolfgang von Goethe zu schreiben. Über solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden: Schiller. — SchR.

24. Im Fortgange menschlicher Bildung liegt es unausbleiblich, daß allmählich Vorgewicht und Einfluß von dem bloßen Stande übergingen

auf die, deren Geistesgaben und Tatkraft auch schon im Mannesalter vorragten, und es bezeichnet die Überlegenheit athenischer Zustände, daß sie dem Alter geringere Ehre erwiesen, als ihm in Sparta zuteil wurde. — AR.

25. Wünschenswerteste Landesverfassung erschiene einem freigestellten Manne die, die es verstände, mit dem größten Schutz aller einen ungestörten und unantastbaren Spielraum für jeden einzelnen zu schaffen und zu vereinbaren. — AR.

6.

Sprache und Dichtung.

Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernt und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr.

WB Schluß der Vorrede.

1. Sie [die Herausgeber von des Knaben Wunderhorn] wollen nichts von einer historischen genauen Untersuchung wissen, sie lassen das Alte nicht als Altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere Zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört ... So wenig sich fremde Tiere aus einem natürlichen Boden in einen anderen verbreiten lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie wieder allgemein aufleben, d. h. poetisch; allein historisch kann sie unberührt genossen werden. — An Wi., 17. Mai 1809.

2. Der Ausspruch Goethes, daß den nordischen Göttern ein Grabgeruch anhänge, enthält vollkommene Wahrheit. Poesie und Kunst müssen aus eigenen Mitteln zehren ... Goethes Klagen über die Unbeholfenheit der Deutschen würde ungerecht und undankbar scheinen, wenn sie mehr wäre als halber Ernst und bloße elegische Stimmung. Wir sind fest überzeugt von dem Zusammenhang des Dichters mit der Volksbildung und Sprache seiner Zeit ... Es läßt sich kaum ableugnen, daß die griechischen näher liegen, doch in warme Nähe treten sie auch nicht, ihre gefällige schöne Form unterhält ein, wenn man so sagen kann, allgemein europäisches Wohlgefallen. — GGA 1821.

3. Ein kaum begonnenes und noch lange fortzusetzendes Studium des nordischen, sowohl toten als lebendigen Sprachstandes wird uns über Tugenden und Mängel unseres eigenen aufklären. Wenn nicht an Wohllaut, doch an Gedrungenheit und freier Wortstellung übertreffen sie uns, wie schon zwei kleine, aber bedeutsame Hebel, der angehängte Artikel und die günstige Passivform statt unserer schleppenden Umschreibungen, erwarten lassen. — RE.

4. Beim Vergleichen unserer alten Poesie mit der griechischen zieht mich außer der Übereinstimmung der Sagen und Mythen auch die Ähn-

lichkeit der bloßen Ausdrucksweise an, wenn sie nicht sowohl aus dem Geist und Gefühl der Dichter als einer tiefgewurzelten Anschauung der Völker hervorgegangen scheint. — Philologus 1846.

5. Wie nicht Sicherheit, allein Fülle und Gewicht der Sprachgesetze durch Aufnahme aller Mundarten und Dialekte in den Kreis der Untersuchung sich steigern, muß es diese noch in höherem Grade fördern, wenn auch die Sprachen der uns benachbarten und urverwandten Völker zugezogen werden. Erst damit erlangt jenes Bild, in welchem uns sämtliche deutsche Sprachen die vordere Bühne einnehmen, seinen Grund für die in der Tiefe aufgestellten ausländischen, und eine rechte Perspektive tut sich unseren Blicken auf. — GdSpr XII.

* * *

6. Ist Goethe weniger deutsch als Shakespeare englisch, und bestehst du darauf, daß letzterer letzteres mehr ist? Und wie wird Shakespeare doch unter den Deutschen geliebt und verstanden, ob er gleich nie rheinischen Wein getrunken; kurz ich begreife nicht, wie man von modernen, d. h. dramatischen Dichtern ein besonderes Hinarbeiten auf die Nationalität verlangen kann, wogegen sich ein gewisses nationales Wesen innig und unausbleiblich von selbst einstellt. — An Wi., 18. Oktober 1808, im Anschluß an Fouqués Sigurd.

7. Die Verschiedenheit dessen, was unter dem ganzen Volk lebt, von allem dem, was durch Nachsinnen der bildenden Menschen an dessen Stelle eingesetzt werden soll, leuchtet über die Geschichte der Poesie, und diese Erkenntnis allein verstattet es uns, auf ihre innersten Adern zu schauen, bis wo sie sich flechtend ineinander verlaufen ... Da nun die Poesie nichts ist als das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache, so teilt sie sich in die Herrschaft der Natur über alle Herzen, wo ihr noch jedes als einer Verwandtin ins Auge sieht, ohne sie zu betrachten, und in das Reich des menschlichen Geistes, der sich gleichsam von der ersten Frau abscheidet, als deren hohe Züge ihm nach und nach fremd und seltsam deuchen. Man kann die Naturpoesie das Leben in der reinen Handlung selbst nennen, ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatt mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber auslieſt noch durchversteht. Die Kunstpoesie ist eine Arbeit des Lebens und schon im ersten Keim philosophischer Art. In den Heldengesängen reicht nur noch ein Zweig aus der alten Naturpoesie in unser Land herüber; die Freude, das Eigentum des Volkes an seinen geliebten Königen muß sich sozusagen von selbst fortgesungen haben. — MG.

8. Die geistreichsten Dänen haben das Rechte empfunden und getan: sie wissen, daß sie der deutschen Literatur ebenso gehören wie diese ihnen. Offenheit geziemt auch hier, wir bekennen, daß uns Baggesen und Öhlenschlager von der eigenen und selbst unserer Nation überschätzt zu werden scheinen. Was sie aus ihrer Seele nahmen, wird dauern; was sie aus Goethe, Schiller, Shakespeare, Tieck und Voß bei sich tragen, das wird sinken ... Diese Ergießung über unsere Sprache und Literatur hat uns gerecht und notwendig geschienen, es hat jedem Deutschen schmerzhaft sein müssen, zumal jetzt, aus einer neulich erschienenen öffentlichen Verordnung der dänischen Regierung zu ersehen, daß in den ihr untergebenen deutschredenden Ländern die deutsche Sprache nach und nach gedrückt und wohl unterdrückt werden soll. „Ist es nicht billig, du Deutscher, daß die Sprache, welche du in der Wiege aus dem süßen Vorgeschwätz deiner Mutter samt der Milch eingesogen, bei dir lieb und bereit gehalten wird?" — Allgem. Lit.-Ztg. 1812.

9. Leider werden in der Diplomatik die meisten Noten vor wie nach (!) französisch abgetan und selbst die unschuldigsten Billette. Glücklicherweise gerät aber diese Sprache mehr und mehr in den Ruf einer bloßen Scheidemünze zum Behufe der Ausgleichung und kann alsdann ganz sinken. — An Wi. aus Wien, 8. Oktober 1814.

10. Warum soll eine deutsche Grammatik nicht auch fünf dicke Bände ausfüllen? — An Benecke, 17. Februar 1821.

11. Verglichen mit der altdeutschen Geschichte hat die altnordische den großen Vorzug, daß sie von Anfang an in der Landessprache beschrieben worden ist. Nicht nur schickt sich die Sprache jedes Volkes, das überhaupt historisch wird, am natürlichsten und besten zu der Erzählung seiner Begebenheiten, sondern es läßt sich auch beweisen und ahnen, daß manche Dinge, wenn sie der heimischen Sprache entzogen wurden, gar nicht berichtet worden sind. Was der Erzählende sagen kann und will, hängt gewiß viel von dem Medium ab, dessen er sich bedient. Nebenumstände und was in der Begebenheit gerade recht nationale Färbung hat, wird er, weil ihm die fremde Sprache dafür versagt, übergehen müssen ... Es läßt sich nicht leugnen, in diesem Stück hat die das Christentum begleitende lateinische Sprache und Schreibgewöhnung der europäischen Geschichte Abbruch getan. Ein fremdartiger Mantel, falsche Falten werfend, deckte uns die Schultern, die natürliche Tracht des Ausdrucks, die freie Bewegung der Rede sind davongewichen, und zugleich war es um die Erzählungslust geschehen. Der deutschen Vorzeit wird niemand die Fülle von Sagen und Begebenheiten abstreiten, Fähigkeit, sie darzustellen unserer alten Sprache nicht leicht ein Kenner. Wie dürr

und saftlos sind aber die alten Annalen ... Willeram ... Notker ... ihnen war viel weniger gelegen an dem Fluß der deutschen Rede als daran, ihre theologisch-scholastische Erklärung der Texte anzubringen. Daher sie beständig lateinische Wörter und Phrasen mit einmischen, den Zusammenhang durch die Definitionen und Argumentationen der Schule unterbrechend. — GGA 1825.

12. In keinem Stück zeigt sich das Band der Vaterlandsliebe stärker als in Gemeinsamkeit der Sprache, und durch Entfaltung und Ausbreitung der hochdeutschen Mundart über unser gesamtes Volk hat sich das Bewußtsein unserer Deutschheit, unbekümmert um die inneren Grenzen unserer Landschaften, erhoben, erwärmt und gekräftigt ... Vor alters waren die verschiedenen Stämme unseres Volkes familienähnlich weit abgeschlossener, eben weil ihre Mundarten noch sinnlich vielfältiger waren. Geistiges Aufblühen und politisches Erstarken eines Volkes scheinen mit der Entwicklung seiner Sprache innig zusammenzuhängen. Es ist wahr, die sinnliche Macht der Sprache wird allmählich geschwächt oder gedämpft, sie läßt manchen einzelnen Vorteil fahren, doch eben darauf beruht ihre allgemeine Ausbildung. Jedes Volk, dem in der Weltgeschichte eine größere Rolle zugedacht ist, muß sich aus jenen engeren Stamm- und Familienbanden lösen und nach einer höheren Einheit ringen ... Es heißt nicht nur das ganze historische Verhältnis, sondern auch den über alles gehenden Wert unserer Volkseinheit kleinmütig verkennen, wenn einzelne Schriftsteller das Zurückweichen der niederdeutschen Mundart beklagt oder gar ihre Wiederherstellung für möglich gehalten haben. Im einzelnen und unvermerkt hat sie zwar einen noch nicht gehörig gewürdigten Einfluß auf die hochdeutsche Schriftsprache geübt und zu deren Schmeidigung mitgewirkt, allein zu öffentlicher Rede und zu jedem Gebrauch, wo es auf Adel und Würde der Worte ankommt, konnte sie fortan nicht länger taugen.

... Durch das Christentum und die kirchlichen Gebräuche war uns von frühester Zeit an eine fremde Sprache, die lateinische, zugebracht worden. Wer wollte leugnen, daß ihre häufige und vielfache Anwendung durch das ganze Mittelalter hindurch dem Emporblühen der einheimischen Sprache wesentlichen Schaden zugefügt hat? ... Sie war nicht die reine Sprache der Alten, vielmehr eine verderbte, unbeholfene, die auch zu unserer Erweckung wenig fruchtete. Als mit dem Wiederaufleben der klassischen Literatur die Sache ein anderes Aussehen gewann, schlug sie gleichwohl noch nicht sichtbar zum Vorteil der Muttersprache aus. Die gelehrten Männer, welche in den Geist der alten Sprachen eindrangen, die unermeßliche Überlegenheit der darin aufbewahrten Werke empfanden, fingen an, den Gebrauch ihrer angeborenen Zunge, gleich als wäre sie ihrer unwert, zu vernachlässigen. Wenn man bedenkt, daß

nun eine unendliche Menge lateinischer Bücher, Gedichte und Briefe nicht allein in Deutschland von den gründlichsten und erwecktesten Köpfen geschrieben wurde, so kann man den Aufwand von Talent bewundern und doch eine Verschwendung der schönsten Gaben, eine Selbstentäußerung, die sich bedeutender natürlicher Mittel mutwillig entschlägt, bedauern. ... Das Verhältnis der lateinischen und deutschen Sprache an sich selbst steht hierbei nicht in Frage. Die lateinische sei schöner, sie sei wohllautiger, sie sei gedrungener; das mag man und noch viel mehr einräumen, ohne damit der Kraft, dem Reichtum und auch der einzelnen Milde unserer Muttersprache im geringsten zu vergeben. Aber darauf kommt es an, ob es möglich ist, daß in unserem Lande das Latein es gleichtue der angestammten deutschen Sprache an innerer Festigkeit und Gefügigkeit, von welchen es abhängt, daß es uns gelingt auszudrücken, was wir sagen wollen? Ob eine Sprache, die zu atmen aufgehört hat, die volle Lebenswärme neuer Ideen, die ungezwungene Natur jedes aufsteigenden Gedanken erfassen, und wenn sie es könnte, ob sie ein großes heutiges Publikum durchdringen und ergreifen kann? Wie man auch antworten möge, und es ist schwer, alles das zu bejahen, darin wird man sich leicht vereinigen, daß durch die deutsche Literatur in einheimischer Sprache seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem festen und unverbrüchlichen Bestand der Verbindung zwischen allen Völkern, die sich zu unserer Zunge bekennen, ein unberechenbarer Dienst geleistet worden ist. Deutschland erhalten heißt also auch: alles auf die Pflege und Ausbildung deutscher Sprache verwenden. — Aus Grimms eigenem Bericht über seine Göttinger Antrittsvorlesung De desiderio patriae. GGA 1830.

13. Im nördlichen Teil der Niederlande hat der Protestantismus und die mit durch ihn errungene politische Freiheit, wie überall, heilsam auf Erhaltung und Ausbildung der Muttersprache eingeflossen. Die katholischen, erst spanischen, dann österreichischen Niederlande sind uns ein warnendes Beispiel, wie die Herabwürdigung der angestammten Sprache den vaterländischen Sinn überhaupt schwäche. Jedes Volk, das die Sprache seiner Väter aufgibt, ist entartet und ohne festen Halt. Die heutige Umwälzung in den Niederlanden darf lediglich dem seit lange befestigten Einfluß französischer Sitte und den Umtrieben der Priester, keineswegs einer echten vaterländischen Bewegung zugeschrieben werden. Von Antwerpen aus bis nach Brüssel und Gent redet der gemeine Mann noch Niederländisch; durch die engere Verbindung mit Holland hätte auf diese Grundlage hin die fast erloschene Nationalität der Belgier langsam wieder angefacht werden mögen, aber der gewaltige Strom der Zeit droht jetzt alles davon noch Übrige mit sich fortzureißen. Schon in den letzten Jahrhunderten, wo man fast in ganz Europa bemüht gewesen ist, die

übrig gebliebenen Denkmäler alter Sprache und Poesie aus dem Staube der Bibliotheken zu retten, hat, soviel ich weiß, in den katholischen Niederlanden sich keine Spur dieses löblichen, die Vaterlandsliebe belebenden Eifers gezeigt. — GGA 1831.

14. Dem Rufe des Königs, auf den sich weit über Preußens Grenzen hinaus die sehnsüchtige Hoffnung aller Deutschen richtet, folgen wir mit dankbar freudiger Zuversicht. Unser Leben geht auf die Neige. Nach nichts anderes trachten wir, als unsere übrige Tage der Vollführung der Arbeiten, die sich auf die Sprache und Geschichte des geliebten Vaterlandes beziehen, zu widmen. Die Großmut des Königs will uns eine dazu nötige sorgenfreie Muße schaffen. — [An den preußischen Minister Eichhorn, 16. November 1840, nach Ordnung der Bedingungen für die Berufung der Brüder nach Berlin.]

15. Wer möchte der dänischen Sprache, aus der eine strebsame und geistige Literatur emporgewachsen ist, einen ohne Zweifel auch gewisse Vorteile des Ausdrucks beeinträchtigenden Untergang wünschen oder weissagen? Aber die skandinavische Kraft würde durch Ausdehnung des schwedischen Sprachgebiets gewinnen, wie die deutsche durch Bezwingung des niederländischen Dialekts, dem gleichfalls manche Vorzüge vor dem hochdeutschen zuerkannt werden müssen, oder wie Frankreich, indem es dem provenzalischen Dialekt das Recht der Schriftsprache entzog, an Fleisch und Blut gestärkt wurde. Jedes Emporheben des Ganzen gefährdet die Eigenheit des einzelnen, und kein Sieg ist ohne Verlust bereit. — RE.

16. Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben. Die eine Arbeit ward mir zur anderen, und was dort bewies, half auch hier stützen, was hier gründete, diente dort zu bestätigen. Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen, frohen Zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsere Vergangenheit auf sie zurückstrahlte und an der die Zukunft jede Geringschätzung der Vorzeit rächen würde. — DM.

17. Sie ... hielten das Streben, alles Ernstes in unsere Sprache, Sage und Geschichte zu dringen, für ein unmittelbar der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit zugute kommendes unaufschiebbares Geschäft. — GdSpr, Widmung an Gervinus.

18. ... Goethe ..., in dessen Jugend und Blüte kein deutscher Aufschwung fiel, dessen Alter die Politik müde sein mußte, hat doch so ge-

sungen ..., daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten. So stark ist diese heimliche Gewalt vaterländischer Sprache und Dichtung. — GdSpr.

19. Es ist von neueren Schriftstellern mit großem Unrecht geleugnet worden, daß im höheren Altertum unter den deutschen Volksstämmen warme Vaterlandsliebe und Gefühl ihres Zusammenhangs vorhanden gewesen sei. Jene wird schon durch eine Reihe von schönen Ausdrücken bezeugt, die unserer Sprache gewiß von uralters her zu Gebote standen. Für patria gebraucht sie sowohl fatarlant ... als fatarheim und fataruodil; mhd. finde ich von diesen dreien nur vaterlant. Doch galt auch schon ahd. das abgeleitete heimuoti und heimingi und das zusammengesetzte heimuodil ..., von welchen dreien mhd. nur heimüete, nhd. Heimat. Endlich begegnet ahd. inheim und inlenti. — GdSpr.

20. Alle deutschen Sprachen, wie weit auch ihre Äste und Zweige voneinander getrieben haben, fallen sichtbar demselben Stamm zu und bekennen eine mütterliche diota, nach der sie genannt sind. — GdSpr a. E.

21. Vermag der Geist einen hinfälligen Leib aufrechtzuerhalten und zu fristen, so kann ohne Ruhmredigkeit behauptet werden, daß unsere [deutsche] Wissenschaft und errungene Literatur, das untilgbare Gefühl für Sprache und Literatur es gewesen sind, die in Zeiten härtester Trübsal und tiefster Ohnmacht des Deutschen Reichs das Volk gestärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja den sonst nichts hätte aufhalten mögen: vor Untergang bewahrt haben. — UR.

22. Als man mit Hintansetzung der alten Dichtung im 16. und 17. Jahrhundert eine neue versuchte und allmählich durchsetzte, stand Niederdeutschland mit seiner Mundart wieder dahinten, womit auch das mächtiger erwachte Bewußtsein der notwendigen Einheit aller deutschen Stämme nur einverstanden sein konnte. Der niederdeutsche Dialekt hat etwas Geschmeidiges und Sanftes gegenüber dem hochdeutschen, den seine zweite Lautverschiebung noch mehr aus manchen Zugen bringen mußte, als es schon die erste in bezug auf alle deutschen. Allein die Härte und Wildheit der hochdeutschen Sprache war es auch, die ihr ein frischeres Leben und steigende Kraft sicherte und, wie der Dorn die Rose hegt, größere Vorzüge zuwege brachte. — GGA 1850.

23. Die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichtum bei jedem Volk ist es hauptsächlich, was seine Weltherrschaft festigt. — SprR.

24. Sodann[1]) erklärt sich, warum in Süddeutschland Schillers, besonders die früheren Gedichte, großen Anklang, die von Goethe ausgedehnteren Beifall im mittleren und nördlichen Teile fanden, eigentlich aber wurde die Poesie beider Dichter zusammen bald die wohltätigste Einung aller Enden des Volkes, ein wahrer Schlußstein für die längst entschiedne fortan unabänderliche Herrschaft des hochdeutschen Dialekts. — SchR.

25. Es ist kein Zufall, daß auch, ohne es zu wissen noch darauf auszugehen, die einheimischen Stoffe Schillern allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. — SchR.

26. Wenn jedes Volkes eigentümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich dartun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachstums und Gedeihens auf. — SchR.

* * *

27. [In einer Sammlung von Originalbriefen] sind die von Wieland die meisten, auch wohl die unterhaltendsten, er spricht sehr viel von Merkur, beständig mit lateinischen, französischen, griechischen und italienischen usw. Brocken vermengt. — An Wi., 2. Mai 1805.

28. Sowie das Lyrische, Dramatische, Didaktische in jeder Bildung notwendig auf das Epische folgt, so geht es auch den Menschen. Nur wenn der Sinn für das Epische (um durch dergleichen Kunstwörter andere deutlichere zu ersparen) in dem Volk Verlangen geweckt hat und zum Teil nachdauert, so ist er doch Geschichte. — An Wi., 10. September 1809.

29. Jede Individualität soll heilig gehalten werden, auch in der Sprache ... Daran sind die Dänen untadelhaft, daß sie dem offenen Eindringen deutscher Wörter und Phrasen Einhalt tun; allein töricht ist es zu glauben, eineinehalbe Million Menschen können sich dem unaufhaltsamen Zuströmen einer von 32 Millionen gesprochenen nahverwandten Sprache, welche die größten Geister gleichsam für alle Zeiten angezündet haben, eigentlich verschließen. — Allgem. Lit.-Ztg. 1812.

30. [Das ist ... betreffs der Namenform bei der Verdeutschung der Edda außer Zweifel, daß, wo entsprechende deutsche da sind, wie Wieland, Siegfried, Günter, diese genommen werden, dagegen bin ich entschieden abgeneigt, die anderen zu übersetzen, d. h. zu machen. Der Name ist zu seinem Menschen kein toter, sondern lebendiger Klang, und wie ich fühle, daß es abgeschmackt wäre, Karl durch Kerl, Benecke

[1]) Aus dem Verhältnis von Wesens- und Heimatart.

durch Beinchen hochdeutsch zu geben, so kann auch Helge nicht durch Heilige übersetzt werden. — Auf diesen Brief Wilhelms vom 3. November 1814 antwortet Jakob 23. November 1814 aus Wien:] Mit der Übersetzung der Edda-Namen hast du halb recht, halb unrecht ... Die Frage ist nach der Grenze. Wo sollen die deutschen Namen aufhören und anfangen? Welche sind in Deutschland bekannt und gangbar? Reicht es hin, sie einmal in Diplomen usw. gefunden zu haben oder nicht? Sollen heutige Eigennamen nicht auch beweisen? So ist Eigill gewiß das heutige Egel, Eichel (ein bekannter fuldischer Abt), Idmunder Edmund, Svavaland Schwabenland, darum Svafnir Schwabner, Sigar Sieger, Alfr Elb ..., Helg Heilig oder Heiliger — so hieß in Steinau eine Familie —, Hedin Heid oder Heiden, Alraun Alrune, Hlaudver Chlodowig. Halfr ist gar nicht, wie du sagst, vielleicht Halter, sondern Helfer, wie Halfrekr Helferich, Helperich, Chilperich. Fafnir würde in der deutschen Form Fabner heißen. Der Versuch, nach der Analogie durchzugreifen, hat etwas gegen sich, bringt aber auf der anderen Seite einen nicht zu übersehenden deutschen Ton in das Ganze. In Lokalsagen mögen dialektische Namen auch für die Übersetzungen bleiben, in andern aber wäre mir Helgenberg, Hilgenstadt für Heiligenstadt so zuwider, wie im hochdeutschen Buche Brunswic für Braunschweig. Kurz, es ist meine Art, hier lieber etwas zu viel als zu wenig zu tun.

31. Die Sprachreiniger werden das Störende (man könnte auch sagen: Alberne und Sinnlose) ihrer neugemachten Wörter niemandem ausreden, der etwas auf sein Deutsch hält. Was vermögen sie nun für sich anzuführen? Grammatische Gründe wenig oder keine, d. h. scheinbare. Es soll bald das s unpassend sein (z. B. in Liebesdienst, Warnungstafel), weil es bloß dem Genetiv der männlichen und neutralen Hauptwörter, aber nicht der weiblichen zustehe; bald die Endung -en oder der Umlaut fehlerhaft (z. B. in Rosenblatt, Augenlid, Gänsefuß), weil nur von einer Rose und Gans, nicht von mehreren die Rede sei. Dgl. und andere oberflächliche Annahmen verschwinden, sobald man die mannigfaltigen Endungen der altdeutschen Deklination und die freien Wortzusammensetzungen kennen lernt, wovon der heutige Zustand unserer Sprache nur noch Trümmer aufzuweisen hat, und sobald man den für die Geschichte der Grammatik wichtigen Satz auffaßt, daß in der Mitte und Wärme der Komposition zweier Substantive sich gerade Endungen und Formen erhalten haben können, die alleinstehend längst verloren sind.

Die starke Seite unserer Sprachbesserer ist also nicht die Grammatik, d. h. die wahre, geschichtliche; wer auf ihrem Wege geht, wird mit jedem Schritte bescheidener und scheut sich irgend etwas Lebendiges in der Sprache anzurühren. Er wird nicht behaupten, daß sie stillstehen müsse, welches bei ihrer ewigen Bildsamkeit ganz unmöglich wäre, sondern

nur ihre natürlichen Gesetze gegen jede Beeinträchtigung suchen zu verteidigen. Die deutsche Sprache hat sich seit den letzten 70 oder 80 Jahren ... mit aller Macht aus der vorausgegangenen Schmach erhoben. Dieses verdanken wir den Werken großer Dichter und Schriftsteller; wir würden gleichwohl selbst diese nicht mehr lesen können, sondern übersetzen müssen, wenn sich die Sprache die plötzlichen und sonderbaren Einfälle gefallen zu lassen brauchte, womit uns unzufriedene Puristen zu überschwemmen drohen.

Es sind, wie ich mir vorstelle, zwei falsch verstandene oder übertriebene Grundsätze, die sie zu aller solcher Not treiben. Das erste ist der Grundsatz des Wohllauts. Unsere Sprache hat dessen so viel, als sie verträgt, und ihr Wesen ist einmal nicht weichlich, sondern stark und kräftig; die früheren Vollaute können nicht zurückgebracht werden; dennoch tut ihr das Überwiegen der Konsonanten gar nicht weh, sondern sie hat noch die Fülle milder und anmutiger Worte. Der echte Wohllaut kommt mir vor wie ein unbewußtes Erröten, wie ein Durchscheinen gesunder Farbe, der falsche aufgedrungene Wohllaut wirkt gleich einer verderblichen Schminke, statt dessen die natürliche Bläße, Bräune und Magerkeit zehnmal besser stünde. Die innere Bedeutung der Wörter und aller ihrer Teile stehet jederzeit über dem Wohllaut, und kein einziges s darf ausgelassen, kein Umlaut verändert werden, wenn jene dadurch im mindesten anders bestimmt werden sollte. Die offene deutliche Geradheit der deutschen Sprache würde am allerersten gefährdet sein.

Der zweite Mißbrauch wird getrieben mit dem Grundsatze der Einförmigkeit. Sie ärgern sich an allem, was Ausnahme und Anomalie heißt und sich ihren eingebildeten allgemeinen Regeln zu fügen sträubt ... Nachdem man das Prinzip wahrer Freiheit und Gleichheit in der Politik kennen gelernt hat, scheint es nun ordentlich in der Grammatik nachzuzucken. Auch darin liegt eine Ähnlichkeit, daß man über die anscheinende Unordnung unserer Wörter und Bildungen so gut spotten, über die Unerlernbarkeit unserer Sprache so gut klagen kann, als die Franzosen sich an der Zerstückelung Deutschlands in kleine Gebiete belustigen oder Deutsche mitunter selbst ihre zusammengesetzte ungelenksame Verfassung mit einer leichten und gefälligen zu vertauschen raten. Gute Deutsche empfinden wohl, was an diesen Unregelmäßigkeiten gehangen hat und immer noch hängt. Die Wortreiniger verfahren beinahe wie jene Schreckensmänner; sie fassen einen Punkt starr ins Gesicht und zerstören, wenn einzelne arme Wörter nicht damit versehen sind, ohne Erbarmen edle und alte Geschlechter von gewisser Form und Zusammensetzung, die sich nicht bequemen wollen, die neue Farbe anzuerkennen... An dieser Konsequenzmacherei ohne Tiefsinn — ich denke mir Jean Paul in diesem Augenblicke als einen ihnen wildfremden Menschen — pflegen die Puristen gerade zu leiden ... Eine Sprache mit einförmigen Gliedern

und Regeln würde so wenig wie der Anblick einer langweiligen Stadt mit schnurgeraden Gassen und Häusern einer Höhe auf die Länge befriedigen.

Wider das, was die gewöhnlichen Puristen schreiben und drucken lassen, braucht man sich nicht besonders oder höchstens gelegentlich zu richten. Das große Publikum hat hierin meistens ... alle Anmutungen vorüberschallen lassen. Da aber jetzt ein verehrter und weitverbreiteter Schriftsteller mit schneidenderen Waffen verbotene Streiche führt und der Sprachneuerung das Wort redet, auch zum Zeichen alles Ernstes anfängt, seine eigenen Werke zu beschädigen, so gebührt es sich unverhohlen darüber zu klagen. Eine große Blöße gibt er sich in dem an die Zeitungsschreiber, als die nicht viel Umstände mit der Sprache machen, erlassenen Aufruf, durch ihre Mittel und Wege das von den Reinigern verfertigte Papiergeld anstatt der alten Münze in Umlauf zu setzen, damit der Krieg durch ein schnelles Vorschieben der Massen, wobei kein Volk geschont zu werden braucht, gewonnen werde. — [Im Hermes 1819 gegen Jean Pauls neuliche Vorschläge die Zusammensetzung der deutschen Substantive betreffend.]

32. [Ähnlich in einer Besprechung von Kremsier, Die urteutsche Sprache nach ihren Stammwörtern, GGA 1822:] Der Verfasser ist nicht bloß Mitglied der Berliner Sprachgesellschaft [was er auf dem Titel vermerkte], sondern auch Wolkianer, welches ihn für einige unserer Leser sogleich näher schildert. Man höre folgendes aus der „Inleitung": ‚Das vorliegende Wörterbuch der urteutschen Sprache aus den ersten Quellen gezogen, einsich (!) in seiner Wesenheit und Gestaltung, tritt ohne Wegbahner in seinem eigenen Kleide zur Welt, um das schlummernde Gefühl der Teutschen (!) für Volksehre und Volkswohl zu erwecken. Nur der träge Deutsche läßt es unbeachtet vorübergehen, der ehrliebende Germane aufnimmt es mit Liebe und Billigkeit.' —

33. Gleich aller Geschichte warnt die historische Grammatik vor freventlichem Reformieren, macht uns aber Tugenden der Vergangenheit offenbar, durch deren Betrachtung wir den Dünkel der Gegenwart mäßigen können. An rechter Stelle wird sich dann manches Wünschenswerte und lang Gemißte immer anwendbar zeigen. — Gr.

34. Es gibt in den serbischen Ländern keine gemeine pöbelhafte Volksmundart, wenigstens in dem grellen Abstiche wie hierzulande gar nicht... eine entstellte, gemischte gibt es vielleicht nur in den Städten, wo Türken, Deutsche und andere Fremde wohnen oder die Geistlichkeit ihre verwelkte Kirchensprache einzuschwärzen sucht; auf dem Lande redet jedermann rein. — GGA 1823.

35. Alle urverwandten Wörter greifen in das wesentliche Leben der Sprache, über welches die erborgten meist ohne Aufschluß lassen: wie leblos ist z. B. unser Adjektiv rund! — DM.

36. In unseren Tagen — und wer frohlockt nicht darüber? — wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrund liegen. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet. Dann werden sie wie Flocken zerstieben, wenn Deutschland sich selbst erkennend stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im guten und schlimmen bisher angelassen habe: ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch nicht erfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen. — PR.

37. Jeder Sprache, welche sie auch sei, stehen außer ihren heimischen Wörtern auch fremde zu, die der Verkehr mit den Nachbarn unausbleiblich einführte und denen sie Gastrecht widerfahren ließ. Sie nach langer Niederlassung auszutreiben ist ebenso unmöglich, als es die Reinheit die Sprachsitte gefährdet, wenn ihr Zudrang leichtsinnig gestattet wird. Für die Geschichte der Sprachen leisten diese Lehnwörter guten Dienst, weil sie bei ihrer Wurzellosigkeit leicht ins Auge fallen und als Ausnahme die Regel der Sprache, gegen welche sie sich allenthalben sträuben, hervorheben. — GdSpr.

38. Das deutsche Wörterbuch soll ein Heiligtum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, allen zu ihm den Eingang offenhalten. Das niedergelegte Gut wächst wie die Wabe und wird ein hehres Denkmal des Volkes, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen ...

39. Warum sollte sich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und sie abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene anfrischen? Die Mutter würde gern zuhören. Frauen, mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtnis gute Sprüche be-

während, tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem.

40. Wer mag berechnen, welchen Nutzen das Wörterbuch dadurch stiftet, daß es unvermerkt gegenüber denen, die sich mit fremden Sprachen brüsten, eine lebhaftere Empfindung für den Wert, häufig die Überlegenheit der eigenen einflößt.

41. Obwohl mit dieser Benennung [deutsch] treffend alle stammverwandten, auf unsere Thiuda bezüglichen und ihr angehörigen Sprachen ausgezeichnet werden können, schicklicher als mit dem uns aus der Fremde her zugegangenen Namen der germanischen, so pflegt dennoch die Vorstellung sich zu verengen.

42. Alle Sprachen, solange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten und, wo sein Eindrang erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen ... Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotze wie ein heimisches aussieht. Das zeigt sich vorzugsweise an einer Menge von Ortsnamen, aber auch an anderen Wörtern: Abenteuer, Armbrust, Eichhorn klingen vollkommen deutsch, obgleich sie nicht das geringste mit den Vorstellungen Abend, teuer, Arm, Brust zu schaffen haben. Es liegt nichts daran, was sie zu bedeuten scheinen; jeder weiß, was sie wirklich ausdrücken, und unsere Klänge werden nicht von ihnen getrübt. —

43. Zur Annahme fremder Wörter bewog unser Altertum nicht nur ihr fester Zusammenhang mit der Überlieferung der Kirche und Schule ..., sondern auch ihre Zier- und Behelfenheit, oder träge Versäumnis, sich in der eigenen Sprache nach einem ihnen entsprechenden Ausdruck umzusehen.

Allmählich begann jener Widerwille gegen den fremden Laut sich abzustumpfen und in ein pedantisches Beibehalten seiner vollen Aussprache umzudrehen; auf diesem Standpunkt sank das Gefühl für die eigene Sprache noch mehr, und den fremden Wörtern wurde der Zutritt ohne Not erleichtert: man suchte nun eine Ehre darin, das Heimische aufzugeben und das Fremde an dessen Stelle zu setzen.

Es ist Pflicht der Sprachforschung und zumal eines deutschen Wörterbuchs, dem maßlosen und unberechtigten Vordrang des Fremden Wider-

ſtand zu leiſten und einen Unterſchied feſtzuhalten zwiſchen zwei ganz voneinander abſtehenden Gattungen ausländiſcher Wörter, wenn auch ihre Grenze hin und wieder ſich verläuft [Lehn- und Fremdwörter]. —

Unmöglich wäre die Ausſchließung aller ſolcher, die im Boden unſerer Sprache längſt Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sproſſen getrieben haben. Sie ſind durch vielfache Ableitung und Zuſammenſetzung mit der deutſchen Rede ſo verwachſen, daß wir ihrer nicht entbehren können. Dahin gehören z. B. die Namen aller aus der Fremde in das Land geführten Tiere und Gewächſe ..., die ſeit tauſend Jahren deutſch gewordenen Ausdrücke wie Fenſter, Kammer, Tempel, Pforte, Schule, Meiſter, Arzt, deren einheimiſcher Name, wenn er vorhanden war, verſchollen oder durch den fremden näher beſtimmt iſt. Meiſtenteils, obgleich nicht durchgehends, wird für fremde Subſtantive die Bildung mit Diminutiven oder die Zuſammenſetzung mit -lich (minder die Ableitung auf iſch) Merkmal ihrer Zuläſſigkeit und Einbürgerung. So z. B. mußten Appetit und das ſehr gut gebildete appetitlich ſtehen bleiben, dem nichts anderes genau entſpräche; denn das ahd. lustlîh iſt veraltet, und ſchon Münſter und Fiſchart verwenden ſie beide unbedenklich, auch fehlen ſie nicht bei Adelung, wohl aber bei Campe (der noch lüſtlich hat).

Dagegen enthält das deutſche Wörterbuch ſich einer Menge anderer aus der griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen Sprache oder ſonſther entlehnten Ausdrücke, deren Gebrauch unter uns überhand genommen hat oder geſtattet wurde, ohne daß ſie für eingetretene in unſere Sprache gelten können. Sie haben wohl verſucht ſich einzuniſten und eine Stelle zu beſetzen, die noch offen ſtand, oder aus der ſie ſchon ein heimiſches Wort verjagten; doch iſt ihnen ungelungen, eigentlich ſich einzubauen. Ihr Aufenthalt ſcheint in vielen Fällen gleichſam ein vorübergehender, und man wird, ſobald einmal das natürliche Wort den gebührenden Raum gewonnen hat, ſie gar nicht vermiſſen. Solche fremde Ausdrücke kommen uns zwar täglich in den Mund, gehen aber die deutſche Rede nichts an, inſofern ſie andere, gleich gute bereits beſitzt oder die in ihnen enthaltenen Vorſtellungen nicht zu bezeichnen anſtrebt ... Wie der Stolz auf unſere eigene Sprache, der oft noch ſchlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntſchaft mit allen Mitteln wächſt, welche ſie ſelbſt uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemeſſenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beſchränkt werden ... Man darf überhaupt nicht vergeſſen, daß es keineswegs die Mitte des Volkes iſt, die das Fremde in unſerer Sprache heranſchwemmte, vielmehr daß es ihr zugeführt wurde durch die dem ausländiſchen Brauch huldigenden Fürſtenhöfe, durch den ſteifen und undeutſchen Stil der Behörden, Kanzleien und Gerichte, ſowie durch das Beſtreben aller Wiſſenſchaften, ihre Kunſt-

ausdrücke den fremden zu bequemen oder diesen den Rang vor jedem eigenen Wort zu lassen.

Dieser Ausländerei und Sprachmengung soll das Wörterbuch keinen Vorschub, sondern will ihr allen redlichen Abbruch tun, geflissentlich aber auch die Abwege meiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist. Ohne an der Schönheit und Fülle unserer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus, das Fremde, wo er seiner nur gewahren kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen, mit plumpem Hammerschlag schmiedet er seine untauglichen Waffen. Das was, ihm völlig unbewußt, die Sprache längst schon hatte oder was sie zum größten Teil noch nicht einmal in sich aufzunehmen begehrt, will er ihr im umgewandten Kleide gewaltsam anziehen und einverleiben; vor lauter Bäumen sieht er den Wald nicht. Ohne sonderliche Mühe lassen sich wertlose und ungeweihte Zusammensetzungen schweißen, deren Begriff dem leichten und ungezwungenen Ausdruck, den sie wiedergeben sollen, kaum auf halbem Weg nahekommt, und die doch immer das Doppelte von Buchstaben dafür aufwenden müssen. Campe will Lehrbote für Apostel, Spangenhaken für Agraffe, als ob nicht das einfache Boten und Spange ausreichten; Maskerade verdeutscht er durch Larventanz, da doch Larve selbst fremd, Tanz die dem Ausland wieder abgewonnene Form eines heimischen Wortes ist; das Schlimmste wäre, daß in maschera und Maske gleichfalls ein deutsches Wort, wie es allen Anschein hat, versteckt läge. Es klingt, aber ist nicht deutsch, wenn man für Oper Singeschauspiel, für Fassade Antlitzseite (wie nahegelegen hätte wieder das einfache Stirne!) empfehlen hört.

Der Ruhm unserer Sprache und unseres Volkes sind beide eins. — Nr. 38 bis 43 sämtlich aus dem Vorwort zum WB.

[Für den, der diese Zeugnisse mit dem rechten Blick für Anlaß und Inhalt zu werten versteht, kann es nicht zweifelhaft sein: bei aller berechtigten Schärfe gegen gewaltsames, sprachgesetzwidriges Verdeutschen, wie es „teutschtümelnd" vor andern Basedows Mitarbeiter Christian Hinrich Wolke (1741—1825) samt seinem Anhang betrieb, und bei seiner erst in Berlin allmählich überwundenen Voreingenommenheit gegen Vereinsarbeit überhaupt (vgl. Nr. 9, 15 f.), war Grimm ein tätiger Förderer einer maßvollen, sachkundigen Sprachreinigung, und heute würde er, wenn auch nicht in Zweigvereinssitzungen, so doch sicher gleich anderen Vertretern der Deutschwissenschaft an Hochschulen im Vorstande oder wenigstens unter den Gesinnungsgenossen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins sitzen. Dessen Grundsatz: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann", nahm er ja schon voraus mit den Worten: Die deutsche Rede gehen Fremdwörter nichts an, insofern sie andere gleich gute besitzt.

Wie Grimm selbst tatsächlich nach diesem Grundsatz handelte, sei an einigen aufs Geratewohl vermerkten, zeitlich geordneten Stellen gezeigt: [Wir sind diese Gemeinschaft so gewohnt, daß mich schon das Vereinzeln (Separieren!) zum Tode betrüben könnte. An Wi., 12. Juli 1805. — Du klagst, daß sich in unserer Poesie nichts auf Traulichkeit, Vaterländischheit anlasse. 18. Oktober 1809 an Wi., der seinerseits 28. Februar 1815 meldet: Schwester Lotte habe ihm kleine Hemden (Chemisettes) geschenkt. — Der befohlene Aufstand in Massen (levée e. m.) ist nirgends zustande gebracht worden. An Wi., 2. Februar 1814. — Die Unseligkeit der Einförmigmachung (Uniformierung). An Wi., 7. Juni 1814. — Das Publikum, das an solchen Studien teilnimmt (Interesse zeigt). An Wi., 27. Januar 1815. — Die zusammengesetzte (komplizierte) Verfassung, Hermes 1819. — In Deutschland würde kein Verfasser ... die Ziererei (Manier) so weit treiben und die Vorrede im Namen des libraire éditeur schreiben. GGA 1820. — Diese kleine Abschweifung, ebenda; und immer über längeren, ans Ende gerückten Nachweisen: Auslauf und Ausläufe (Exkurse). — Wortforscher (Etymolog). GGA 1822. — Die Schreibart des Herausgebers ist nicht ganz untadelhaft, häufig kommt der Ausdruck: ein pseudonymer Name vor, ebenda. — Eine Widmung, Zueignung oder wie Sie lieber für Dedikation hören mögen: an Frhr. v. Meusebach, 8. September 1828 ... Bei Lesung von Müllers Etruskern: 14. Dezember 1828. — Wir haben statt eines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben (Bureaus, Kanzleien); DRA. — Straßen, die mit Blumengewinden (Girlanden) behangen waren; Meine Entlassung. — Entwurf und Reinschrift der Erklärung; ebenda. — An der allgemeinen Nivellierung aller Verhältnisse ...: solange nicht die Ausgleichung den Gipfel erreicht hat; ebenda. — Kein Volk hat zu öffentlichen Aufzügen, Umgängen (Prozessionen), Tänzen und Vermummungen (Maskeraden) besseres Geschick; RE. — Aller innersten Triebe Ausbildung ergeht aus dieser Mitte (Zentrum); DM. — den abgezogenen (abstrakten) Sinn; SchG. — Reformation: Glaubensreinigung: Glaubensläuterung: Glaubensverbesserung; UR. — Sie brachten des Königs Gesundheit, oder, wie es heißt (!), auf den König einen Toast aus; WdB. — Der wagende Entschluß, welchen die öffentliche Lenkung (Regierung) verlangt; ebenda. — in wechselnde Lagen (Situationen) gebracht; ebenda. — gegliederte (artikulierte) Rede SprR. — Die Wiederanfachung der klassischen Literatur im 15. Jahrhundert; DWB. — Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volkes gleichsam einfleischt (inkarniert); von Frankreich begann der Donner seiner Umwälzungen; vom Ausbruch der französischen Bewegung; SchR. — Von der Wonne der Herstellung oder des Genesens. — im Fortgang menschlicher Bildung (Kultur); AR.

Die ausführlichsten Zeugnisse für Jakob Grimms Bedacht auf eine nach Möglichkeit sprachreine Gestaltung seiner Gedanken bleiben bei alledem die in dieser Auswahl gebotenen Abschnitte seiner Schriften selbst. Hier mag zum Zeichen, wie abhold ihm Prunken mit fremdem Behang auch im gelehrten Werke war, noch das Hauptstück nicht einer Festrede folgen, die als Festgericht natürlich am wenigsten in der Fremde gesammelte Brocken bieten durfte, sondern die Selbstanzeige des 4. Teiles seiner Deutschen Weistümer aus den GGA von 1863. Sie beginnt mit den unter 8, Nr. 14 ausgewählten Sätzen und lautet vom zweiten Abschnitt an also:]

44. Nach langem Harren bin ich nochmals an die Weistümer getreten, und denke sie mit einem fünften Bande zu beschließen. Sie sind ganz eigentlich meine Sache; hätte ich nicht Hand an sie gelegt, so wären sie nie gesammelt worden. Jetzt bezeigt man ihnen allerdings Aufmerksamkeit (Interesse)[1]), schont und veröffentlicht (publiziert), was sich davon vorfindet, und Einfältigen Ärger gebende Stücke werden nicht mehr verbrannt.

Solcher Weistümer ein paar Tausende habe ich gerettet, weit eine größere Zahl ist verkommen und untergegangen, die bisherigen Germanisten achteten darauf so gut wie nicht (interessierten), wußten davon so gut wie nichts. Sie sind eine merkwürdige Erscheinung, geradezu Eigentümlichkeit unseres Volkes und bei keinem anderen auftauchend, sie stehen im Gegensatz (Kontrast) zu allem unserem anderen Recht. [Folgt Nr. 7, 22.]

Die Weistümer aber, sie sind noch ungehemmte Ausflüsse (Emanationen) des frischen, freien Rechts, das unter dem Volke selbst als Brauch (Usus) entsprungen, in seinen Gerichten zum Recht geweiht (sanktioniert) worden war, nicht wich noch wankte und keiner Gesetzgebung (Legalisierung) von seiten des Herrschers bedurfte. Wo diese hinzutrat, war sie bloß bekräftigend (autorisierend), nicht selbstschaffend (autonom) oder fügte Nebendinge (Akzessorisches) bei. Ich getraue mir, in den Weistümern deutliche (evidente) Zusammenhänge mit den nach der Bekehrung (Christianisierung) lateinisch niedergeschriebenen (konzipierten) Rechten (Leges) einzelner deutscher Stämme und darüber hinaus unmittelbar (direkt) mit dem entlegenen Heidentum (Paganismus) aufzudecken (zu eruieren). Die Möglichkeit davon wird keiner leugnen, der nicht die überall ehrlich wiederkehrende Formel, daß sie fortweisen, was von den Vorfahren auf sie vererbt sei, der Lüge strafen will; gleich der Formel selbst geht das Recht in unvordenkliche Vergangenheit zurück. Natürlich aber ist, daß in langen Zeitläuften (Perioden, Epochen) die Bestimmungen sich oft verdünnten und verdunkelten.

[1]) Die Klammern deuten die sonst beliebten Fremdwörter an.

Man weiß, daß das mit dem Christentum und der lateinischen Kirchensprache eindringende fremde Recht zuerst die Hauptörter des Landes und die Sitze (Residenzen) der Bischöfe und geistlichen Stifte einnahm (okkupierte), daß es vorzugsweise das deutsche Gerichtsverfahren (Prozeßwesen) zu verletzen und aufzulösen begann, während dem Landvolk lange noch sein Herkommen gelassen wurde, ungefähr wie neue Trachten von den vornehmen Ständen angenommen sind und die Bauern an der altgewohnten Kleidung nichts verändern. So erklärt sich der Weistümer dauernder (kontinuierlicher) Fortbestand, wie sehr sich allmählich auch ihre Kreise (Zirkel) verengten, ihre praktische Geltung geschmälert wurde und ihre letzten Überreste fast nur in den fester gezogenen (organisierten) Markgenossenschaften gehegt und geduldet (toleriert) blieben, bis auch dahin die Neuerung (Reform) vordrang. Das eigentliche (spezifische) Mittelalter hindurch erscheint zwar ein neues (rezentes) Recht unter den Bürgern, das alte hingegen nach wie vor noch in den Händen des Landvolkes und seiner Gerichte, die sich natürlich in weiten Gebieten (Regionen) unterstützten und ergänzten (supplierten). Alles aber wurde doch in der lebendigen Landessprache verhandelt (agiert) und verkündet, obgleich wir einzelne alte und schätzbare Aufzeichnungen der Geistlichkeit vorzüglich der Stifte zu danken haben, die das Grau des Mönchslateins über alle Strecken (Epochen) der Geschichte des Mittelalters zu spinnen pflegte.

Meine Sammlung wird den heutigen Rechtsbrauch weder stören noch beleben (alterieren noch galvanisieren), aber genug Licht (Evidenz) auf unsere Geschichte und unser Altertum werfen, wie ja die Germanisten jetzt überhaupt schon eigentlich Historiker sind.

Die Sammlung selbst ist dadurch mühsam (penibel) geworden, daß es anfangs schwer hielt, den Zauber der Archive zu brechen, die sich für Rüstkammern der Regierung halten und ihre Schätze vor den Nachbarn und selbst den eigenen Landeskindern bergen. Sie sollten aber gleich den Bibliotheken allgemein zugänglich und keinem verschlossen sein, der daraus irgendwelchen Gewinn ziehen will. Immerhin möchten für den Staat die Verträge der jüngsten (rezentesten) Jahrhunderte vorbehalten (reserviert) und strenger (strikter) verwahrt bleiben; doch die alte Zeit, aus welcher unsere festauftretende (realistische) Gegenwart keine Ansprüche (Regresse) mehr herholen kann, müßte freigegeben werden. Meistenteils ist es auch gar nicht der unmittelbare (direkte) Inhalt (Tenor), sozusagen das Geschäft der Urkunde (Dokumentes), weswegen wir nach ihr greifen, sondern etwas für den Urheber (Autor) Gleichgültiges (Irrelevantes) oder Unbedeutendes; bei wiederholtem Lesen (Lektüre) merken wir immer auf anderes. Als ich das letztemal den Vertrag zwischen den Athenern und Lazedämoniern (Thuc. 4, 118) las, fesselte mich die einfach

ſchöne Verwendung des ἡμεῖς und ὑμεῖς die ganze Urkunde hindurch. Wir haben aus dem achten, neunten Jahrhundert eine Fülle von Urkunden, in welchen zehn, zwanzig, dreißig und mehr Namen verſchenkter Manzipien oder Ortsnamen vorkommen, die für die Sprache von hohem Wert ſind und ſonſt gar nicht erhalten wären; der Schreiber hatte keine Ahnung davon, daß dieſe Namen der Nachwelt in ſeiner Abfaſſung (Konzeption, Kompoſition) einmal das Wichtigſte ſein würden. Sämtliche Weistümer ſind unſchuldige (naive) Urkunden, deren Bekanntwerden (Publizierung) niemand ſchadet und unſresgleichen nutzt. (Vgl. auch S. 40 Mitte!)

7.

Volkstum und Sittlichkeit.

Der Mensch würde sich selbst geringschätzen, wenn er das, was seine Ureltern nicht in eitelm, vorübergehendem Drang, vielmehr nach bewährter Sitte lange Zeit hindurch hervorgebracht haben, verachten wollte. WR.

1. Es gibt noch eine andere Art von Zusammenkunft, die gewiß so lange da ist, als Menschen da sind, und wo ich auch gern bin, selbst wenn es schlecht ist, ich meine öffentliche Belustigungen, Spiele und Feste, die aber von dem, wie ich glaube, ursprünglich französischen Visitenwesen weit verschieden sind, welches letztere sich immer mehr beschränkt, ja vernichtet. — An Wi. 15. Juli 1809.

[Wilhelm antwortete darauf 20. Juli:] „Das Visitenwesen, wie es ist an den meisten Orten, ist mir ebenso verhaßt und langweilig wie Dir. Übrigens liegt es bloß an den Menschen, und eine Form gibt es eigentlich nicht. Es ist wie mit der modernen Kleidung, wir können darin doch sehr einfach, natürlich usw. sein, wenn wir es nur wollen. Daß das Zusammenkommen zum Essen und Trinken französisch sei, weiß ich nicht; sieh deshalb, was ich aus dem Wendunmut geschrieben; sicher aber das Courmachen. Gesellschaften müssen sein, denn meiner Meinung nach ist der Mensch durchaus gesellig. Aus öffentlichen Belustigungen wie Theater, Feuerwerk, Kirmessen und dergleichen hast Du doch niemals Vergnügen gehabt." [Und Jakob berichtigte 28. Juli:]

Gegen Essen- und Trinkgesellschaften kann ich unmöglich etwas geäußert haben, es sind die einzigen rechten außer den öffentlichen Festen.

2. Ist denn die Poesie so etwas Besonderes in der Welt, daß man von außen her eben erst besonders mit ihr umgehen und erst alles einrichten muß? Wird nicht alles von selber durch ein wunderbar zartes Geheimnis geboren, so daß es lebendig ist, weil es da ist? ... Hat je dieses absichtliche Begreifen und Eingreifen etwas Rechtes hervorgebracht? Bloß die Historie der Poesie verfährt absichtlich, eben weil sie die einzige Erklärung derselben ist. — An Wi., 24. September 1809.

3. Wegen einer sozusagen menschlichen Gemütlichkeit ist die Fabel vom Reinhard Fuchs die Krone aller andern und erhebt sich fast noch ebensosehr über die ihr sonst am nächsten stehenden des Bidpai. — Deutsches Mus. 1812.

4. [Zacharias] Werner hat neben vielem Angenehmen und Geſcheiten doch das, was ich bei den meiſten geſcheiten Leuten, die viel umhergereiſt ſind, finde, etwas Anekdotenmäßiges und Allgemeinſchwebendes, das unbeſchadet ihrer eigentlichen deutſchen Geſinnung doch einen gewiſſen Spaß und Spott darüber nicht unterlaſſen kann und vom ausländiſchen Weſen zu vielerlei angeſehen hat, um nicht dadurch oft und am Ende ohne es zu wiſſen, in dem, was ſie eigentlich ſollten, geſtört zu werden. Eine ruhige Behaglichkeit muß allen dieſen fremd ſein. — An W., 4. Januar 1814.

5. Die altflandriſche Schule unterſcheidet ſich darin von der deutſchen, daß ſie, obwohl 100 Jahre älter, vollkommener in Kolorit und Farbe wie auch in Perſpektive, runder in der Zeichnung und doch wohl ebenſo tiefſinnig in der Einfachheit und Bedeutung iſt. Das Detail iſt immer bewundernswürdig. — An Wi., 8. Januar 1814.

6. Das Deutſche hat bald hinter Blamont die Oberhand und ſo durch ein Stück von Lothringen, im Elſaß entſchieden. Nicht bloß in Sprache, ſondern in Kleidern, Manieren und Bauart der Häuſer. Wie wohl tat es mir, wieder die hohen Dächer, kleinen Fenſter und verſchiedener geſtellten, bemalten Häuſer zu erblicken. So ein kleines Fenſter iſt doch zum Hinausgucken da und ladet dazu ein, während man bei den großen immer ganz im Fenſter ſteht und nicht in der Stube ſein kann, ohne alles draußen zu ſehen; es iſt keine Ruhe dabei. Die Gaſſen und Häuſer werden in ihrer krummen und abwechſelnden Stellung in gleichem Maße erkenntlicher und vertraulicher; in Frankreich iſt meiſtens alles auf eins hinausgeſchnitten und angeſtrichen. — An Wi., 26. Juni 1814.

7. Eine Sprache mit einförmigen Gliedern und Regeln würde ſo wenig, wie der Anblick einer langweiligen Stadt mit ſchnurgeraden Gaſſen und Häuſern einer Höhe, auf die Länge befriedigen. — Hermes 1819.

8. Ich erinnere daran, daß ebenfalls Advokaten, Schreiber und ihresgleichen am lauteſten gegen das römiſche Recht und altdeutſche Herkommen und für die neue (früher für die franzöſiſche) Geſetzgebung ſchreien, wodurch wir ein faßlicheres und vernünftigeres Recht bekommen ſollen. [Ich bin] des Glaubens, daß dadurch das wahre und eigentliche deutſche Recht matter und elend werde. — Hermes 1819.

9. Auch darin liegt [zwiſchen ſprachwidrigem Purismus und Jakobinertum] eine Ähnlichkeit, daß man über die anſcheinende Unordnung unſerer Wörter und Bildungen ſo gut ſpotten, über die Unerlernbarkeit unſerer Sprache ſo gut klagen kann, als die Franzoſen ſich an der Zerſtückelung

Deutschlands in kleine Gebiete belustigen oder Deutsche mitunter selbst ihre zusammengesetzte ungelenksame Verfassung mit einer leichten und gefälligen zu vertauschen raten. Gute Deutsche empfinden wohl, was an diesen Unregelmäßigkeiten gehangen hat und immer noch hängt. — Hermes 1819.

10. Das ist wahr, wer seine Arbeit setzt an griechisches und römisches Altertum, der hat ein viel reichhaltigeres und geistigeres Material vor sich und dem muß die Beschäftigung mit deutscher Philologie, Politik und Rechtskunde ein mitleidiges Lächeln, ohne alle böse Meinung, abzwingen. Dennoch steckt in einem deutschen Kindermärchen etwas, das uns bei all seiner Barbarei und Roheit mehr anzieht als die ausgebildete griechische Mythologie. Woher das rührt? Ich glaube daher, weil wir jenes in seinen Beziehungen weit vollständiger, das Fremde immer nur halb, einseitig und unsicher begreifen und genießen. Von Liedern, Sitten und Geschichte gilt dasselbe. Ich habe es noch dieser Tage bei Lesung von O. Müllers „Etruskern" empfunden ... Aber doch kehre ich gern zu meiner geringeren, gröberen Kost zurück. — An Frhr. v. Meusebach, 14. Dezember 1828.

11. Alle diesen 2. Band bildenden Rechtsdenkmale sind erwachsen auf der linken Seite des Rheins, in einem durch schmachvolle Friedensschlüsse von dem Deutschen Reiche damals abgerissenen und ihm noch nicht ganz eroberten Lande. Welcher Kern deutscher Sitte in ihm gelegen war, verbürgt am sichersten eine Sammlung echt volksmäßiger Rechtsgewohnheiten, die nirgends sonst reicher und fruchtbarer ausfällt. DW II.

12. Auf uns ist keine Edda gebracht worden, und kein einziger Schriftsteller unserer Vorzeit hat es versucht, die Überreste des heidnischen Glaubens zu sammeln. Wer unter den Christen auch noch deutsche Milch gesogen hatte, wurde in römischer Schule bald den Erinnerungen des Vaterlands abgewandt und trachtete die letzten Eindrücke des verhaßten Heidentums zu tilgen statt zu bewahren. — DM.

13. Unsere Gelehrsamkeit, dem Vaterland abspenstig, an Pracht und Ausbildung der Fremde gewohnt, mit auswärtiger Sprache und Wissenschaft beladen, in der heimischen armselig, war bereit, die Mythen unserer Vorzeit griechischen und römischen, als höheren, stärkeren, unterzuordnen und die Selbständigkeit deutscher Poesie und Sage zu verkennen, gleichsam als dürfe auch in der Grammatik das Deutsche ist abgeleitet werden aus est und ἐστί, statt die Ansprüche dieser drei Formen völlig gleichzustellen ... Man strebt, irgend Anlässe jüngerer Entlehnung

aufzuspüren, damit der Heimat alle Kraft und Sehne des Hervorbringens abgeschnitten würde. — DM.

14. Jedwedem Volke scheint es von Natur eingeflößt, sich abzuschließen und von fremden Bestandteilen unangerührt zu erhalten. Der Sprache, dem Epos behagt es nur im heimischen Kreis, nicht länger, als er zwischen seinem Ufer wallt, hält der Strom seine Farbe lauter. Aller eigenen Kraft und innersten Triebe ungestörte Ausbildung ergeht aus dieser Mitte, und unsere älteste Sprache, Poesie und Sage sehen wir keinen anderen Zug einschlagen. Allein der Strom hat nicht nur die Bäche aufzunehmen, die ihm von Berg und Hügel herab frisches Gewässer zuführen, sondern selbst zuletzt in die breite Meeresflut auszumünden: Völker grenzen an Völker, friedlicher Verkehr, Krieg und Eroberung verschmelzen ihre Schicksale. Aus den Mischungen mag Unerwartetes hervorgehen, dessen Gewinn gegen den Verlust, den die Unterdrückung des heimischen Elements nach sich zog, abgewägt werden darf. Wenn Sprache, Dichtung und Glaube unserer Vorfahren zu keiner Zeit überall dem Andrang des Fremden wehren konnten, haben sie durch den Übertritt des Volkes zum Christentum alle zusammen die erschütterndste Umwälzung erfahren. — DM.

15. Wenn bildende und dichtende Kunst sich aus dem Volksglauben erheben, so schmücken und schützen sie ihn durch unvergängliche Werke; nur das ist auch nicht zu übersehen, daß beide, Dichter und Künstler, allmählich aus der Heiligkeit des alten Typus weichen und zu eigenmächtiger Behandlung übergehen, die, wie geistig sie sei, der Sicherheit des Überlieferten Abbruch tut ... Drama und Bildkunst gehen darauf aus, die Götter für das Gemüt näher, menschlicher zu fassen, und jede sich frei entwickelnde Religion wird dem Menschen und den tiefsten Gedanken, deren er fähig ist, unablässig zurücken, um von ihnen aus das Offenbarte neu zu begreifen ... Tacitus' Worte: nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimulare ex magnitudine deorum arbitrantur ... deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident ... sind keine leere Phrase ... und solche Antwort hatten Deutsche gegeben, wenn nach Tempeln und Bildern ihrer Götter gefragt wurde.

Jene merkwürdige Beobachtung zeigt uns den vollen Keim des Protestantismus. Es war nicht Zufall, sondern notwendig, daß die Reformation gerade in Deutschland aufging, das ihr längst ungespalten gehört hätte, würde nicht dawider angeschürt. Nicht zu übersehen ist, wie empfänglich derselbe Boden germanischen Glaubens in Skandinavien und England für die protestantische Ansicht bleibt, wie günstig ihr ein großer Teil Frankreichs war, in dem deutsches Blut haftete.

Gleiche Sprache und Mythos ist auch in der Glaubensneigung unter den Völkern etwas Unvertilgbares. — DM.

16. Auch hier mag wiederholt werden, daß unter den deutschen Heiden das Gute dem Bösen, Mutigsein dem Verzagen überwog: Dem Tod lachten sie entgegen. — DM.

17. ... aus den Festen und Spielen [des Volkes] geht die frohe, heitere Seite der Vorzeit hervor. — DM.

18. Rom ... ist durch vielleicht ununterbrochen fortgesetzte Überlieferung künstlerischer Fertigkeiten und die glückliche Bergung zahlreicher Denkmale nicht bloß die Wiege der neueren Bildhauerei und Malerei, sondern auch bis auf heute deren Lehrschule und Werkstätte, so daß außer jenen frommen Wallern alle Jünger der Kunst nur in ihren Mauern und unter ihrem Himmel groß erzogen und losgesprochen zu werden glauben. Und wer wollte bezweifeln, daß südliche Luft und Verkehr in edel ausgeprägter Natur neben den vor das Auge gerückten Mustern des Altertums wie der sie übenden Meister fördere und auferbaue? Da gleichwohl das Steigen und Sinken der Kunst offenbar noch von anderen mehr innerlichen Bedingungen abhängig ist und wir italienische und römische Künstler selbst, wenn schon in allen jenen Vorteilen geboren und auferzogen, keineswegs die höchsten Ziele erreichen sehen, so fragt es sich, ob die Vorstellung von dem Fortschritt der neueren Kunst nicht zum Teil auf Täuschung beruhe und von der Zukunft widerrufen werden könne ... Auch mich ergreift bei Raffael, Leonardo, Tizian das glühende Leben ihrer Bilder ... Was ich in ihnen misse, würde auch ein aufrichtiger Katholik in ihnen nicht finden: mythische Treue und Zuverlässigkeit, die erst den Mittelpunkt und die Seele des Gemäldes hergeben können. — RE.

19. Die [für den Scheiterhaufen] ein volles Jahr hindurch zu brechenden, fädelnden und schichtenden Zweige eines Baumes gleichen den 360 Blättern des indischen Baumes und dem Knüpfen der Wollenfäden vollkommen. In diesen Bezügen des Grases, der Kräuter und aller Elemente auf die Ereignisse und Handlungen des menschlichen Lebens offenbart sich ein unschuldiger Glaube, eine kindliche Feierlichkeit der Vorzeit, die uns noch so roh dünken kann und doch einnehmen und rühren wird. Der Mensch, je weiter er in der Weltgeschichte vorschreitet, fühlt sich immer ernsthafter gestimmt und zu dem Wesentlichen von dem Zufälligen, zum Gehalt der Sache von dem bloßen Bild hingezogen. Hochzeit und Leichenfeier gehen heute schnell an uns vorüber, wie ein Schauspiel, erscheinen nicht mehr Gipfel aller Lust und Trauer des Lebens; längst wurden dem Volk seine frohen Brautläufte und Leichenmahle

verkümmert und abgeschnitten unter dem Vorwand oder im Wahn, es müsse dem Aufwand gesteuert werden da, wo er gerade an der rechten Stelle ist. — LVR.

20. Die Denkmäler und Überreste unserer Vorzeit rücken einem unbefangenen Sinn näher als alle ausländischen, scheinen unleugbar größere Sicherheit der Erkenntnis anzubieten und in alle Beziehungen des Vaterlandes einzugreifen. Der Mensch würde sich selbst gering schätzen, wenn er das, was seine Ureltern nicht in eitlem, vorübergehendem Drang, vielmehr nach bewährter Sitte lange Zeiten hindurch hervorgebracht haben, verachten wollte. — WR.

21. Als es gelang, die heimische Sprache in ihre Ehre einzusetzen, als verschollene Kunde des Heidentums aus Bild und Sage neu erwacht war, schienen alle bisher geltenden Vorstellungen von der Rechtsgewohnheit unserer Vorfahren fortan dürftig oder unhaltbar. Denn wie die Sprache, eine lautere Kraft des menschlichen Denkvermögens gewaltig entsprungen, in Poesie und Rede endlose Wurzel geschlagen hat, wie der Glaube, aus inniger Naturanschauung erzeugt, in die Geschichte der Völker verwebt und fortgetragen wurde, müssen auch Übung und Brauch die vielgestaltete Sitte des Lebens zu förmlichem Recht erhöht und geweiht haben. Diese Dreiheit der Sprache, des Glaubens und des Rechts leiten sich aus einem und demselben Grunde her, und um der nämlichen Ursache willen ist ihre sinnliche Fülle im Verlauf der Zeit verloren gegangen. Beim versuchten Entwurf der Rechtsaltertümer empfand ich lebhaftest, daß für sie eine zum Erstaunen reiche Quelle in den einfachen Weisungen deutscher Volksgerichte geborgen und wie versiegt liege. — DW IV.

22. Unsere Rechtswissenschaft, man darf es wohl bekennen, ist gewaltig förmlich und ein wenig steif. Das rührt daher, daß nichts Volksmäßiges in ihr gelegen ist. Die Leute verstehen ihr Recht nicht und haben keine Freude am Rechtsgang, weil sie dabei untätig bleiben. Wer von einem Prozeß betroffen wird, nimmt sich einen Sachwalter an und muß sich ihn gefallen lassen. Unser Recht ist zusammengemischt aus römischem, dessen Geist und Feinheit zu ergründen man die lateinischen Klassiker, die ganze römische Geschichte studiert, aus kanonischem, das den übrigen Rechten sein mildes oder sein herbes im Sinne der Kirche hinzumengt, und aus den ärmlichen Brocken einheimischen Rechts, die sich hier und da in die Ecken geflüchtet hatten. — GGA 1863.

23. Das Sanskrit bestätigt uns eine Fülle von Zügen unserer Sprache in den verschiedensten Stufen, ohne daß alle und jede Eigenheiten ihrer Anlage und Bildung in ihm aufgingen; warum sollte es mit unserer

Sage und Sitte nicht ebenso beschaffen sein? Wir wären gezwungen, eine selbstwüchsige Entfaltung oder Blüte, wie sie unserer ganzen Art entspricht, hinzugeben für eine feinere und künstlichere Weise, die unserer Natur und Gesinnung abliegt. Die deutsche (Tier-)Sage trägt, um es kurz auszudrücken, ein naives Element in sich, das bei einem fremden und fernen Hintergrunde verwischt werden mußte. — GGA 1863.

* * *

24. Die freiere Sitte provenzalischer Damen vertrug es nicht bloß, daß sie an den Liebeshöfen richteten und Urteil sprachen, sondern daß sie auch selber Lieder dichteten und öffentlich sangen. Wir hören aber nie von einer Meisterin, als wider alle deutsche Zucht. Da, wo im Dichten eine eitele Ursache liegt, ist schon ein Hauch auf die Reinheit der Poesie gekommen, diese wohnet in den Frauen, allein sie sollen sie nicht öffentlich aussprechen, so wenig als sie in den Krieg ziehen sollen. — MG.

25. [Grimm teilt die Verwunderung des Verfassers eines Dichterinnenlexikons, daß so viel Dichterinnen aus unglücklichen geschiedenen Ehen kämen, nicht, sondern er urteilt:] Hier spielt kein Zufall; die Frau, die einmal aus dem Kreise natürlicher Bestimmung weicht, gerät mit sich selbst in Zwiespalt, sie kann nicht mehr leisten und tragen, was ihr gebührt. Ein Zeichen tüchtiger Dichter ist u. a., daß sich ihre Weiber von dem Mit- und Nachdichten neben ihnen freihalten. — GGA 1822.

26. Mutter ist unergründt; wer eine treue Mutter findt,
Der hat einen Schatz über alle Welt, er sehe nur, daß er's ihr vergelt'.
Aus einem alten Büchlein 1826 für Frl. A. v. Harthausen.

Vielleicht galt allgemein, was wir nur in einigen der alten Volksrechte lesen, daß den Frauen ursprünglich höhere, doppelte Komposition (Wergeld) zukam. Deutsche Frauenverehrung hat schon Tacitus eingesehen, und die Geschichte zeugt davon auch im Mittelalter: auf Frau Ute fällt in den Liedern [der Nibelungen] größerer Nachdruck als auf der Helden Ahnvater, wie Brunhilde noch über Siegfried hinausragt. Der schönen Schilderung mütterlicher Liebe in der Vita Mahtildis an die Seite stellen kann man den Zug aus Ruodlieb I, 52: ast per cancellos post hunc pascebat ocellos mater [aber durch die Gitter weidete hinter ihm die Augen seine Mutter], als ihr Sohn fortzog. So oft in dem trockenen Otfried ich IV 32 lese: wir sîn gebot oûch wirkên inti bî unsa muater thenkên, bewegt es mich zur Wehmut; ich weiß nicht, ob er die Kirche meinte oder die ihn geboren hatte, ich denke an meine liebe Mutter. — DM.

27. Die meisten und schönsten Frauennamen müssen von Blumen und Kräutern entnommen sein, welche Stufen und Gipfel weiblicher Anmut am passendsten auszudrücken vermochten. — FBL.

28. [Mit dem Vorwiegen des sentimentalen Zuges in Schiller, des naiven in Goethe] dürfte zusammenhängen, daß jenem im voraus die Darstellung von Männern, diesem die der Frauen gelingt, eben weil die Frau gern naiv oder nach Kants Ausdruck empfindsam bleibt, der Mann leicht empfindsam wird. Mit Gretchen, Kätchen, der Mignon und Ottilie läßt sich nichts bei Schiller vergleichen, der hoch die Würde der Frauen sang, wogegen Goethes Egmont, Brackenburg, Meister, Eduard schwächere Naturen sind als Wallenstein und Tell. Daher rührt, daß Frauen stärker von Schillers Männern, Männer von Goethes Frauen sich angezogen fühlen. — SchR.

* * *

29. Dann sehr viele Gemälde von Rubens, einige sind herrlich, besonders in der Komposition, das Fleisch an den nackten Weibern ist abscheulich. — An Wi., nach dem Besuch des Louvre, 2. April 1805.

30. Meiner Idee nach werden Meisterwerke durch jede Kopie entweiht, und man sollte es allgemein verbieten. — An Wi., 4. August 1805.

31. Die Arbeit ist freilich unangenehm, da Du in Ansehung der Punkte, Kommata usw. eben nicht gewissenhaft bist. — An Wi., den er Herrn v. Savigny zum Lesen der Druckberichtigung empfohlen hatte, 11. Mai 1805.

32. Meine Hauptabsicht ist es, der guten Mutter und meinen Geschwistern nützlich zu sein. — An Tante, Mutter und Bruder 1000 Grüße! — An J. Ph. Zimmer, 13. Juli 1805.

33. Eine kleine Stadt von 2000, 3000 Menschen wünsche ich mir und uns zum Aufenthalt, ich möchte wissen, wie es mir noch geht. Denn vieles ist mir jetzt so zuwider, daß ich nicht dabei bleiben werde ... Wenn uns Gott so viel gäbe, daß wir ein äußerlich mittelmäßiges Leben, aber unabhängig von dem geldverdienenden Dienen, führen könnten! Denn ich glaube, man kann an ein feineres äußeres Leben nach und nach gewöhnt werden, wogegen man alsdann sonst nicht mehr so rein bleibt. Und alles, was aus einer gewissen Stille, Häuslichkeit herausgeht, ist im Grunde ein Verderbnis — ich meine kein Immerzuhausebleiben, das Ausreisen steht ihm nicht entgegen, weil ein Zurück- oder lieber ein Heimreisen ist. Obgleich auch der Reiselust so vieler Menschen etwas Blendendes, Unklares zugrunde liegen mag, denn was heißt das: enge an einer

Gegend haften und in ihr beschlossen sein, da sie doch eigentlich so weit ist, und hundert Meilen geben am Ende dasselbe relative Verhältnis als 100 Schritte ab. — An W., 25. Juni 1809.

34. [Daß du nicht gern in Gesellschaft gehst,] ist aus derselben Ursache, aus welcher du nicht gern spazieren gehst ohne einen Zweck, Milch essen u. dgl. Du kannst für Dich stille studieren oder arbeiten, aber nicht für Dich bloß sein, und alles Nichtarbeiten macht Dir Langeweile. Es ist recht schön und es hat mir oft leid getan und ich habe Dich beneidet, daß Dich eine Arbeit fast nie ermüdet. Ich habe mich vorigen Sommer in Wilds Garten setzen können, allerlei Bilder und leichte Gedanken sind mir gekommen und haben sich festgehängt an Bäume, Blumen, Wolken oder an die Menschen ... Du wirst auch niemals außer im Hause die rechten Leute finden, aber gewiß darin, denn Du hast einen so schönen Sinn für das häusliche Zusammenleben, das ich auch für den Grund ansehe, und ich halte, wie Du, alles, was eigentlich dagegen, für Sünde. — Wi., 15. Juli 1809 an Jakob, der gleichen Tags u. a. noch antwortet:] Und ist nicht das sonderbare Gesellschaftswesen ein unnützliches, um nicht zu sagen etwas Modernes; denn vor ein paar hundert Jahren ... setzte man sich nicht zueinander hin, um sich Zeit und Lust zu nehmen wie jetzt. Ich mag zu keinem andern gehen als den ich lieb habe und der auch mich lieb hat, nicht um mit ihm etwa zu sprechen oder etwas von ihm zu lernen, sondern um bei ihm zu sein, wo sich hernach das andere geben wird ... Ich bin sehr oft von Herzen gern allein und konnte dann gerade nichts arbeiten, um deswillen gehe ich lieber allein spazieren als mit einem, weil meine Gedanken seine hindern und seine meine, und über vieles kann ich mit denen, die ich lieb habe, gar nicht sprechen, ich hab' eine innerliche Scheu, schreiben mag ich es allenfalls; allein eben, indem ich Dir darüber schreibe, ist es mir, als ob Du nun länger ausbliebst.

35. Unter diesen Handwerkern hatte sich Frömmigkeit und Tugend erhalten und von Sinn und Erfindung haben sie aller Welt mehr Beispiel gegeben als auswärtige, bei denen die beste Kraft sich auf Plane zu Gelderwerb statt auf ehrliches Auskommen gewendet. ... Die bloße Frömmigkeit der Meistersinger hat auf die Reinheit ihrer Sitten gewirkt und ein Band gestiftet, werter denn ihre Kunst ... — MG.

36. Über die Franche Comté haben die Alliierten einen Gouverneur ernannt, der ... eine Proklamation erlassen hat, wo man in allen andern Erlassen das Deutsche als Original, das Französische als Übersetzung erblickt. Dergleichen Kleinigkeiten tun einem immer wohl, und selbst daß man in den Straßen häufig Deutsch reden hört, wo die Unverständlichkeit Mißgriffe macht, die zum Nachteil der Einwohner ausschlagen.

Daß viele Läden verschlossen sind, erinnert einen an das ausgestandene Elend in Deutschland und die gekommene Vergeltung, und es liegt eine gewisse Freude darin. Rührend war mir aber doch der Anblick einzelner ganz verlassener Häuser mit eingeschlagenen Türen und Fenstern, was ich indessen nur einige Stunden von hier zum erstenmal gefunden habe ... Langeweile bei äußerer Unruhe ... Mein Trost ist rein bloß die schöne, große Zeit und daß ich dem wichtigsten Punkt so nahe folge, woraus auch für mich wer weiß was hervorgehen kann. Denn sonst bin ich schon jetzt mit mir darüber einig, aus dieser ohne das für mich ganz unerträglichen Lebensart, es koste was es wolle, herauszugehen. — An Wi., 2. Februar 1814.

37. Wir hätten unsere reine Sache auch in dem reinen Kleide erhalten sollen. Gott gebe, daß ihr innerer Kern dennoch siegt und diese Flecken mit verbrennt. — Nach Klagen über schlechte Mannszucht besonders der Russen und Notzuchtsfällen bei den Verbündeten an Wi., 19. Februar 1814.

38. Vor allem viel älter sieht Wilhelm Schlegel aus, tut auch müde und bequem und geht engländisch gekleidet, d. h. mit langem Überrock bis auf die Füße schleppend und hohen weiten Gamaschen. — An Wi., 7. Juni 1814.

39. Gott will Sparsamkeit mit der rechten Liebe, daß sie nicht ohne Not gezeigt werde. — An Wi. aus Wien, 27. Januar 1815.

40. Wir sollen allem bösen Schein zum Trotz festhalten an dem Reinen. — An Wi. aus Wien, 6. März 1815.

41. 's ist noch nit lang, daß es geregnet hat, die Bäumli tröpfle noch. — An Frl. v. Haxthausen, 15. Mai 1818.

42. Sie denken wohl, weil wir die Grammatik so im Haus hätten, würde auch immer sehr sorgfältig und genau gesprochen? Es spricht aber jeder, was ihm gerade einfällt, und das gelehrte Buch fruchtet dabei nicht das geringste.

43. [Gegen Friedrich Glower, der den englischen Aufsatz „Goethe als Mensch und Schriftsteller" ins Deutsche übersetzt hatte, GGA 1822:] Ein Deutscher, der sich mit der Übertragung des ... Aufsatzes befleckt hat, seine hinzugefügte Ausstattung ist viel gemeiner. Vielleicht kein Deutscher, oder noch nicht lange, nach dem Namen zu schließen. Jetzt in seinen alten Tagen fahren Leute über den großen Dichter her, die

nicht würdig sind, ihm die Schuhriemen zu lösen. *Λοίδορον πᾶσα γαῖα τρέφει.*

44. Daheim ist's geheim.
Bei kleinen Brünnlein trinkt man sich auch satt. — Aus einem alten Büchlein an Frl. v. Haxthausen.

45. [Das letztemal, als Haxthausens zu mir kamen, ließ sich ihr Kutscher bei mir melden, und wie ich mich umkehre, stand der grimmige Jakob aus Göttingen vor mir. Dafür nun hab' ich keine Worte! Er blieb nur acht Tage, aber sie stehen unaustilgbar in meinem Herzen und wiegen viele Jahre der Einsamkeit auf ... Ich begleitete ihn noch aufs Dampfboot. — Bericht des Frhr. Joseph v. Laßberg vom 17. Oktober 1831 aus Eppishausen unweit des Bodensees an E. Braun.]

46. ... Ich war innerlich sehr bewegt, den ganzen Tisch überbrannten Kerzen auf dem Kuchen. Goethes Gipsmodell von Rauch wurde mir auch geschenkt. — 12. Januar 1832.

47. [Als unter den Gegengründen gegen die Berufung der Grimm nach Berlin auch eine Beeinträchtigung des alten Freundes Hoffmann v. Fallersleben erwähnt worden ist, schreibt Jakob 1. August 1838 an Bettina:] Wir möchten ihn und überhaupt niemand verdrängen. Nachdem uns in der Welt so viel Ungerechtigkeit widerfahren ist, scheuen wir uns desto mehr, jemand zu verletzen und zu beleidigen.

48. In Ihrem vorletzten Briefe steht, ich sei manchmal ein närrischer Kerl, hinge einem gewissen Freiheitsgefühl nach, worin andere meist nicht so ganz mit mir stimmen könnten ... Ich antworte Ihnen, daß ich von einem Freunde auch ungegründeten Tadel vertrage, und wiederhole Ihnen hier von ganzem Herzen, daß ich Sie noch liebhabe wie zuvor. Aber Ihre Worte und Ihr Verfahren [— L. hatte gemeint, ihn entschuldigen zu müssen —] billige ich nicht. — An K. Lachmann, 27. Juni 1839.

49. Ein solches Werk [das deutsche Wörterbuch] reicht weit, weit über das Bedürfnis unserer Lage hinaus. Es war mir bei der Unterhandlung wahrlich heißer zumut, als dem sich erbietenden Verleger sein konnte ... Alle äußeren Bedingungen sind mir dabei leicht und in gewissem Betracht gleichgültig. — Ebenda.

50. Als jemand die Äußerung von Ihnen erzählte: „Sie wüßten nicht, was wir in Berlin sollten, wir wären da gar nicht nötig", so erwiderte ich sogleich: Das sei nicht wahr. Als mir die Sache nachher wieder in den

Sinn kam, dachte ich: Wenn es L. gesagt hat, so hat er es für wahr gehalten und es ist achtenswert, sich durch keine Rücksichten von der Wahrheit abhalten zu lassen. Es ist mir, als Sie uns besuchten, nicht einmal wieder eingefallen. — Mit Wilhelm an Lachmann, Mai 1840.

51. 2000 Tlr. für Berlin sind freilich weniger als ungefähr ebensoviel in Göttingen ... Allein ich habe nie um Geld handeln mögen und erwäge billig, daß uns in Berlin kein Amt aufgelegt ist, daß wir sparsam haushalten und durchs Wörterbuch noch dazu verdienen können. — An Bettina, 16. November 1840.

52. Deutscher Art angemessen ist ein sinniger Ernst, der sie dem Eiteln entführt und auf die Spur des Erhabenen leitet. — DM.

53. Wenn insgemein alles Recht aufgestiegen ist aus dem Schoß der Sitte, so zeigt sich dieser Zusammenhang zwischen beiden ganz augenscheinlich an der Schenkung ... Oft läßt auch unser Altertum Königin oder Königstochter im Kreise der Helden wandeln und jedem aus dem Becher zutrinken. Das erste war, daß man den wegmüden und durstenden Gast, sobald er über die Schwelle trat, mit einem Trunk labte. In unserem Mittelalter sagte man, „den gesten schenken", und der Ruf erscholl: schenkâ sân, schenkâ hie, in sî geschenct ... Der anziehendste Ausdruck wird aber das Wort schenken selbst, welches, eigentlich fundere, infundere aussagend, ganz allgemein in den abgezogenen Sinn von donare übergetreten ist: Der Brauch, Gästen und Dürftigen einzuschenken, muß so alt und verbreitet gewesen sein, daß dadurch der Begriff des Gebens überhaupt, wo nicht verdrängt, doch entschieden bestimmt werden konnte. — SchG.

54. Mich hat, als ich jung war, manchmal verletzt, wenn man der erwachsenen Jugend an ihrem Recht abziehen wollte, und nun ich ins Alter getreten, fühle ich noch mit jugendlicher Heftigkeit. — Mißtrauische Eifersucht in Dingen, die von Natur freien Lauf haben sollen, erreicht selten ihren Zweck. — UR.

55. Hintenzuhalten und mich zu bergen war meine Sache nie. — Ebenda.

56. [Aus der Einleitung von Grimms Festschrift zu des damaligen Ministers von Savigny 50jährigem Doktorjubiläum WdB 1850:] Es war des Königs Geburtstag, der 15. Oktober 1847. Vierundvierzig verflossene Jahre hatten mich und Sie in wechselnde Lagen und mich wenigstens aus dem Gleise meiner Laufbahn gebracht. Ich stehe an einer Wetterscheide.

Zur Mittagstafel bei Ihnen geladen, tat ich vorher einen einsamen Gang durch den schon feucht gewordenen Tiergarten. Mein Herz aber gedachte Ihrer und hatte Freude in sich gesogen darüber, daß Ihnen eben vergönnt wurde, den sechsten Band des römischen Rechts, von welchem seit 1841 nichts erschienen war, auszugeben und damit jede Besorgnis zu verscheuchen, das große Werk möge unbeendigt bleiben. In der Wilhelmstraße unter rollenden Wagen angelangt, ging man über breite belegte Stufen, neben welchen ausländische Gewächse in Kästen standen, hinauf; den von Kerzen hell erleuchteten, mit Teppichen bedeckten Saal erfüllten viele, dem meisten Teil nach mir unbekannte, glänzend gekleidete Leute, mir konnten sie vor dem Gedräng kaum eine Fingerspitze im Handschuh reichen. Dortchen, wie sie auf meine Bitte zu tun pflegt, hatte auch meine Orden mir an den Rock genäht, die leise rappelten und vielleicht doch nicht ganz an der gehörigen Stelle saßen; für unsereinen ist es gar mühevoll, solche Ehrenzeichen hervorzuholen, zu ordnen, anzuheften, wieder abzulösen und zu verwahren. Die ganze Gesellschaft nahm nun bald jeder seine Stelle ein, und das Mahl erging sich, wie es der Brauch mit sich bringt, bei überströmenden Speisen und zögerndem, stockendem Gespräch, weil jene von allen Seiten dargereicht werden, dies nach allen Seiten zurückgehalten und gespart bleibt: einen unbekannten Nachbar mit Rede zu behelligen scheut man sich oder mag ihm auf gleichgültige Frage auch nur kurze Antwort geben. Endlich erhoben Sie sich und brachten des Königs Gesundheit oder, wie es heißt, auf den König einen Toast aus. Mich rührte Ihre Stimme, Ihre Worte waren der Gelegenheit entsprechend und mit einer Ihnen natürlichen stillen Sammlung geredet. Ein paar Minuten verstrichen, und es brannte mich auf der Seele, ich war willens aufzustehen, hatte schon das Messer in die Hand genommen, mit dessen Rücken ich an mein Glas schlagen und meiner kurzen Rede Gehör erbitten wollte. Ein vornehmer Mann neben mir, dessen Namen ich nicht mehr weiß, mochte meiner inneren oder äußeren Bewegung gewahr geworden sein, und als er forschenden Blick auf mich richtete, entdeckte ich ihm unbefangen mein Vorhaben, etwas über Savignys wieder flott gewordenes Buch auszusprechen. Freundlich erwiderte mein Nachbar, er gebe mir zwar anheim zu verfahren, wie mich gutdünke, für unangemessen gelte aber an der Tafel, wo die höchste Gesundheit ausgebracht worden sei, ihr heute eine andere folgen zu lassen. Einer solchen Autorität gegenüber mußte ich freilich meinen Vorsatz und meine Eingebung sinken lassen, wie die Blätter in diesem Monat eins nach dem andern vom Baume fallen; kein Zweifel, daß die Berliner Etikette vollkommen begründet stand. Inwendig war ich aber voll Ketzerei und erwog, warum nicht nach dem höchsten Toast, wenn er ohne Mittelstufe seinen Gipfel erreicht habe, niedergestiegen und an einem andern Ruhepunkt verweilt werden dürfe, wie die Strophe

sich abwendet zur Gegenstrophe; betet doch die feierliche Kirche, nachdem sie für den König gebetet hat, zugleich noch für andere. Ich hätte auch gar nicht einmal von Ihnen viel Aufhebens gemacht, nur von Ihrem Werk, ausgeführt, wie es [die Besorgnis] niedergeschlagen habe, daß eine kunstvoll gegründete Burg nicht bis zur Zinne erbaut werde, von welcher endlich die Fahne herabweht, nun aber frohe Kunde erschalle, die unterbrochene Arbeit sei wieder von frischem angegriffen. An meine vordringenden Worte hätte sich leicht eine gerührte Antwort geschlossen und die ganze vornehme Welt sich erhoben und erheitert gefunden.

Zu geschweigen nun, daß uns die alten Erinnerungen immer teurer sind als die neuen, wird mir niemand verargen, daß ich an Ihnen im Marburger Oberrock zehnmal stärker hänge als im Ministerkleid, die frische Luft des Berges vorziehe der schwülen des Saales, die offene Aussprache der zurückgehaltenen.

57. Da ich neulich, von Lachmanns hohem, unvergänglichem Verdienst um unsere ahd. Poesie erfüllt, der Wahrheit genügen zu müssen glaubte und öffentlich einen Tadel auf seine Behandlung der Nibelungen fallen ließ, so gebührt es mir, diesen nunmehr zu bestärken. — Lachmanns Ehrenkranz ist so dicht und voll, daß, ohne ihm wesentlich Abbruch zu tun, auch ein Blatt davon abfallen kann. — GGA 1851.

58. Es liegt ein Widerspruch darin, daß, während alle Menschen alt zu werden wünschen, sie doch nicht alt sein wollen. Der Greis sollte von Dank erfüllt fühlen, daß ihm zur letzten Lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war, er hat nicht nötig zu jammern, wenn sie annaht, es ist ihm gestattet, mit stiller Wehmut hinter sich zu blicken und nach dem schwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleichsam vor seiner Haustür sitzend sein verbrachtes Leben zu überschlagen. — AR.

8.

Bildungswesen.

Unser Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimat.

1. Darin erwiesen sich die Alten großartig, daß sie die Nacktheit und das Dunkel ihrer Vorzeit gewissenhaft ehrten; unser Zeitalter ... nahen Heimat. Ich frage, ob unser ganzes altes Recht von einer unzüchtigen oder läppischen Strafe weiß, dergleichen der attische παραπλήξ[1]) oder die ῥαφανίδωσις[2]) waren? Niemand verübelt es aber den Philologen, daß sie auch daran die nötige Erläuterung wenden; aus ferner Vergangenheit frommt es, alles und jedes zu erforschen, und wir sollten eingedenk sein, daß neben jenem Rohen, Wilden und Gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutschen Recht die erfreuende Reinheit, Milde und Tugend der Vorfahren leuchtet und noch unbegriffene Züge ihrer Sinnesart unser ganzes Nachdenken anregen müssen ...

Wer wollte im Vergleich mit den zurückgedrückten Keimen, mit den halberschlossenen Blüten des deutschen [Rechtes] die Überlegenheit des römischen verkennen? Allein dieses hat einen Hauptmangel, es ist uns kein vaterländisches, nicht auf unserem Boden erzeugt und gewachsen, unserer Denkungsart in wesentlichen Grundzügen widerstreitend und kann uns eben darum nicht befriedigen ... Der praktische Gebrauch des römischen [Rechtes] hat unleugbar unserer Verfassung und Freiheit keinen Vorteil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andere Länder, die ihm nicht unmittelbar ausgesetzt sind, haben, ohne in geistiger Ausbildung hinter uns zu stehen, gewiß manche kostbare Vorzüge ihres gemeinen Volkslebens auch der Beibehaltung einheimischer Gesetze zu danken ... Das Haften an seinen Rechtsgewohnheiten glich der vertraulichen Beibehaltung angestammter Mundarten. Weder fremdes Recht noch fremde Sprache lassen sich einem Volk mit plötzlicher Gewalt gebieten, aber allgemach können sie ihm zugebracht werden, und es entspringt eine trübe Mischung des Inländischen mit dem Eingeführten. Wie dann in der Sprache der Kern der Wörter einheimisch bleibt, aber die alten Flexionen erlöschen und fremde Partikeln und Konstruktionen an ihre Stelle treten, so sehen wir auch an dem Recht in einem solchen Zu-

[1]) Enthaarung anderer Körperteile als des Kopfes.
[2]) Eintreiben eines Rettichs in den After, eine Strafe für Ehebrecher.

ſtande weniger den materiellen Beſtandteil als den formellen angegriffen. Während alſo in Deutſchland zuerſt das römiſche Gerichtsverfahren eindrang und die ſinnlichen Elemente des einheimiſchen Rechts, Symbole und Vertragsformen, untergingen, dauerten die deutſchen Verhältniſſe des Grundeigentums, des freien Standes und der Hörigkeit länger fort. Die Praxis, weil ſie den vaterländiſchen Stoff zu verachten anfing, die fremden Formen aber nicht vollſtändig begreifen konnte, geriet in Erſchlaffung, und durch nüchternes Geſetzgeben, das ſich wiederum dem Beſtreben pedantiſcher Sprachmeiſter oder eiteler Sprachphiloſophen vergleichen läßt, wurde der Schaden nur noch größer. — DR.

2. Der Univerſitätslehrer ſoll nicht den Maßſtab nehmen nach den wenigen Ausgezeichnetſten, denn für ſie hat Gott unmittelbar geſorgt, und ſie bedürfen unſerer Anſtalten nicht. Ebenſowenig ſoll er die Unempfänglichen ins Auge faſſen, für welche die Univerſitäten eigentlich zu gut ſind. Vielmehr iſt es der zahlreiche und ehrenwerte Mittelſtand, der einer hohen Anregung oft bedürftig, aber auch meiſt empfänglich iſt, und dem die geiſtige Leitung heilbringend werden kann. — GGA 1833.

3. [Gervinus in ſeiner Poetiſchen Nationalliteratur hatte den Lobpreis des Nibelungenliedes mit den Worten geſchloſſen: „Dieſes Werk ſteht in ſeiner grandioſen Anlage ganz allein neben dem griechiſchen Epos" und dann doch den Vorſchlag einiger Schulmänner, es in den Schulleſeſtoff einzubeziehen, „vaterländiſchen Dünkel" genannt. Dagegen erklärt Grimm:]

Herr Gervinus hat ſich hier von dem Ärger *übernehmen* laſſen, die ihm erfolglos gebliebene Vorſchläge, das Nibelungenlied auf Schulen zu leſen, unnötig verurſachen. — Von Verdrängen oder Beeinträchtigen des Homer durch die Nibelungen, der lutheriſchen Bibel durch Otfried war aber niemals die Rede, bloß von beſcheidener Zuziehung des vaterländiſchen Sprachſtudiums in den Kreis der Unterrichtsgegenſtände, wie man etwa den jungen Leuten zumutet oder freiſtellt, ſich mit Diplomatik, Sphragiſtik, mit portugieſiſcher oder ſpaniſcher Sprache zu beſchäftigen. Die ältere deutſche Sprache zu verſtehen und zu ſtudieren wird ihnen immer bei Erlernung der deutſchen Geſchichte, des deutſchen Rechts, und wer weiß wo ſonſt, ſo viel Nutzen bringen als die Leſung oder Prüfung einer Urkunde: die Nibelungen, den Iwein geleſen und begriffen zu haben erſprießlicher ſein, als ſich an der langweiligen, kein deutſches Gefühl in ihm rege machenden Luſiade zu verſuchen ... Sobald man den Unterricht auf einen *natürlichen* Fuß ſetzt, wird ſich leicht ein unſchädlicher Raum ermitteln für das, was unſerem Volk, alſo auch unſerer Jugend, zur Ehre gereicht ... Der Schullaſt und altklugen Erziehung, der eingeborenen Verſtändigkeit haben wir Deutſche genug, wenigſtens eine ſo

gesegnete Portion davon bei uns zu Hause, daß man nicht mißgelaunt sein und den vollkommen natürlichen Gedanken ruhig gewähren lassen sollte, unsere Jugend in die Kenntnis einheimischer Dinge einzuführen. Tacitus' Germania könnte auf Paulus Diaconus, Eginhart, Lambert, aber auch auf die Nibelungen, Winsbeke oder Freidank leiten. Es wäre doch zu verwundern, wenn den Knaben, welcher die Bestimmung hat, erwachsen und Mann geworden, die alltägliche Prosa unseres eingeengten Lebens zu treiben, nicht manche Züge der Vorzeit treffen, dauernder bewegen und in vaterländischer Gesinnung stärken sollten. — GGA 1835.

4. Wir haben uns alle in das Altertum eingelebt und sind mehr, als wir selbst wissen, mit ihm verwachsen, so daß beim Losreißen von ihm Stücke der eigenen Haut mit abgehen würden ... Die klassischen Sprachen sind uns Mittel und Handhabe für Unzähliges, fast Unberechenbares geworden, sie weben Sinn, Geist und Herz zusammen und flößen uns Kraft und Tugend in ihren reichen Denkmälern ein ... Dennoch beginnt das Volksgefühl immer unverhaltener und unverhaltbarer sich zu regen. Man steigere alles, was sich zugunsten des klassischen Studiums sagen läßt, noch höher, ein Zug von Unnatur liegt darin, daß ein vaterlandsliebendes, ich will hoffen: einmal stolzeres Volk seine erste Anschauung und späteste Weisheit aus dem Gefäß einer fremden Sprache, und sei sie die herrlichste, schöpfen solle ... Ich lese lateinisch geschriebene Reden lebender Gelehrten ... doch mit dem Gefühl, gewisse Stellen und Wendungen würde die heimische immer mit größerer Wärme und Wahrheit ausstatten, weil sie bei jedem Zug sich ihrer lebendiger bewußt bleibt und dies Bewußtsein in Anwendung eines fremden Idioms unausbleiblich sich erkältet. — UR.

5. Die Zeit scheint zwar uneingetreten, in welcher die klassischen Sprachen auf der Schule da weichen müssen, wo die einheimische vorrückt; einzelne Vorboten kündigen diesen Rückzug gleichwohl an, wohin die öffentlichen deutschen Reden auf der Universität bedeutsam gehören. Entscheiden wird ihn erst, daß es unserem Volk künftig gelinge, eins und mächtig zu werden, und der deutschen Poesie ein ins Volk gedrungenes Drama zuteil geworden sei ... Dann, glaube ich, wird der Augenblick herannahen, daß auch die deutsche Sprache dem ganzen Volke zu Fleisch und Blut gehe und nicht länger nur verstohlen und matten Niederschlags, sondern mit vollem Segel in alle unsere Bildungsanstalten bleibend einziehen darf. Dann kann jeder praktische Gebrauch der klassischen Sprachen und alle Zurüstung darauf erlassen bleiben, ihr historisches Studium desto angestrengter und sozusagen uneigennütziger betrieben werden. — UR.

6. Unserem Volk, das aus den höheren Unterrichtsanstalten großen Vorteil gezogen und tüchtige Männer gewonnen hat, sind sie ein gerechter und bleibender Stolz. Doch fallen mir einige drohende Anzeichen ins Auge, die sich gegen den unveränderten Bestand dieser Schulen aus der Ferne erheben ... Keine unter allen Wissenschaften ist hochmütiger, vornehmer, streitsüchtiger als die Philologie und gegen Fehler unbarmherziger. Den Maßstab der Schule, auf welcher grammatische Verstöße für die schimpflichsten gelten und in anderen Aufgaben zurückzubleiben Entschuldigung findet, rät uns der Zweck des eigentlichen Lebens an beiseite zu legen und nach einer gleichmäßigen Gerechtigkeit und Milde in allen Dingen zu streben. — UR.

7. Ich halte wahren Enthusiasmus hoch, wo er nur herrsche; doch das stille Wachstum des Lernens, das Gefühl innerer Fortschritte scheint vorzugsweise abhängig von einem anspruchslosen Zuschnitt der Lehrgegenstände, wodurch ich mir wenigstens deutlich zu machen suche, daß aus geringen Gymnasien wie aus kleinen Universitäten eine gleich ansehnliche, wo nicht stärkere Zahl gelehrter Männer geschritten sei. — UR.

8. [Gemäß seiner Abneigung gegen den Eingang zur Universität bedingende und erschwerende Reifeprüfungen führt Grimm u. a. aus:] Vorausgesetzt werden muß aber, wenn alles so beschaffen ist, wie es sein sollte, daß jeder aus innigem Trieb und für seine eigene Ausbildung studiere, nicht, um dadurch ein Amt zu erwerben. Dringt einmal diese würdigere Ansicht der Studien und des Lebens durch, so wird der Staat selbst zuletzt seine ungebührlich vielen Dienste verringern dürfen und der Wissenschaft ihre ganze Uneigennützigkeit zurückgegeben werden. — UR.

9. Die Universität, wenn schon zuerst entlehnt, ist eine eigentümlich deutsche Pflanzung geworden, die auf fremdem Boden nicht mehr so gedeiht. Hier treffen alle Kennzeichen der deutschen Volksart zusammen, innere Lust zur Wissenschaft, eifriges Beharren, unmittelbares nie ermüdendes Streben nach dem Ziel mit Hintansetzung eitler Nebenrücksichten, treues Erfassen, unvergleichliche Kombinationsgabe. Alle andere Lust vergessend sitzt der deutsche Gelehrte froh über seiner Arbeit, daß ihm die Augen sich röten und die Knie schlottern; dem Student ist dieselbe Weise wie angeboren, und es bedarf für ihn keines anderen Antriebs. Auf Universitäten weht durchgehends gelehrte Luft, eine dünnere, als in der es einsamen und stillen Dienern der Wissenschaft wohl wird, an die man sich aber doch bald, nicht ohne das Gefühl innerer Stärkung, gewöhnt. Es herrscht da eine ansehnliche Buchgelehrsamkeit, die sich hebt und fortträgt, aber ungewöhnliche Arbeiten, ehe sie Geltung erlangt haben, vorläufig abweist. — UR.

10. Lange Zeit hindurch hat kein anderer Stand dem Anbau der deutschen Sprache stärker angehangen als die Ärzte, sei es, daß die heimische Benennung der Krankheiten oder der Heilmittel, voraus aller Kräuter und Tiere, sie dazu anregte; angenehm fällt es auf, wie seit Erfindung der Druckerei hauptsächlich Ärzte Verdeutschungen fremder Bücher oblagen (man denke an Steinhöwel, Wirsung u. a. m.), wie Conrad Gesner auf das Deutsche drang ...; die Verfasser unserer ältesten Wörterbücher waren Ärzte oder Naturforscher, Dasypodius, Henisch, Steinbach und Frisch ... Doch weiß ich kein Beispiel eines Sprachforschers unter ihnen seit den letzten hundert Jahren. Die durchgedrungenen lateinisch-griechischen Kunstwörter hindern sie, noch auf dem heimischen Felde sich zu bewegen, und verleiden es ihnen. Nur die Chemie kauderwelscht in Latein und Deutsch, aber in Liebigs Munde wird sie sprachgewaltig. — WB.

11. Vor hundert oder anderthalbhundert Jahren in seinem Schulstaub hätte kein klassischer Philolog eine Erhebung deutscher Dichtkunst, wie sie von Goethe und Schiller bereitet ward, nur für möglich gehalten: heute in volles Recht eingesetzt, strahlt sie selbst auf Schöpfungen griechischen Altertums zurück; denn was in seinen Anfängen ganz auseinander stand, darf höher oben sich nahtreten, und kein Frost des Nordens drückt uns mehr. — SchR.

12. Auf weltbürgerlicher Stelle mag ich bewundern, was das Ausland, was das Altertum erzeugte, von Kindesbeinen an stehen uns griechische und römische Muster als Mahner oder Hüter zur Seite, sie drängen uns das ungeheuchelte Bekenntnis ab, daß nichts darüber hinaus gehe, und doch fühlen wir unermeßliche, zwischen ihnen und den Forschungen unseres eigenen Lebens zurückbleibende Klüfte. Einer unserer alten Dichter, als er eben die Herrlichkeit vergangner, nie wiederkehrender Zeit geschildert hat, ruft aus: ‚Ich möchte doch nicht dabei gewesen sein, wenn ich jetzt nicht wäre!‘ Damit erkennt er das Recht und den Vorzug der Gegenwart an, die uns zu anderm hintreibt, zu anderm rüstet und waffnet, durch anderes erhebt und erstärkt. — SchR.

13. Die klassische Philologie, ihrer festgegründeten Herrschaft und ihres heilbringenden Einflusses sich bewußt, wird, ohne das geringste aufzugeben, freudig anerkennen, daß sich neue Schichten des Wissens gebildet haben, deren unabhängige Erfolge nicht zu hindern sind; wie sollte dem Arzte der Chemiker oder Botaniker ein Dorn im Auge sein? — WR.

14. Alle meine Arbeiten wandten sich aufs Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnahmen. Mir schwebt unbewußt und bewußt vor,

daß es uns am sichersten führe und leite, daß wir ihm zuerst verpflichtet seien ... Einen großen Unterschied macht es, ob man von griechischer und lateinischer Gelehrsamkeit ausgehend deutsche Wissenschaft daneben treibe oder ob man diese sich zum Ziel setzt, für sie aus jener Licht und Beispiel schöpfe. Wenn im ersten Fall die Macht der klassischen Regeln walte und aufs heimische Element erstreckt werde: im andern Fall wachsen uns einige neue Regeln, die sich dann auch an die klassischen wagen, mindestens ihre eigene Besonderheit wahren wollen. Hier geschieht nun unserer deutschen Kenntnis fester und gewisser Vorschub, dort nur ein geringer Nachschub. Ich gewahre das tagtäglich, indem ich froh und unermüdet deutsche Wörter zu Buch trage, ihre reichen Bedeutungen entfalten lerne und der etymologischen Saat Körner ausstreue. — GGA 1863.

9.

Wissenschaft und Glaube.

Nach dem ewigen Grunde des Wissens zu dringen ist unserm Geist vorausbestimmt.
UR.

1. Ich bekenne mich Ihren (von Savignys) Schüler ... Durch das Wesen Ihrer milden Lehre weckten Sie meinen Geist, daß er wissenschaftliche Stimmung annahm, und da alle Wissenschaften im Grund eine einzige sind und alle vier Fakultäten zusammenfallen in eine große, so hat auch Ihr Einfluß auf mich fortgewährt, Ihr Beispiel mich noch da getrieben, wo meine Lernbegierde sich auf Stellen niederließ, die Ihr eigener Fuß nie betrat. — WdB.

2. Noch viel größeren Reiz [als die schöne Aussicht] hatten [bei Grimms erstem Besuch bei Prof. v. Savigny in Marburg] die im Zimmer aufstehenden Schränke und in ihnen aufgestellten Bücher, deren ich bisher außer Schulbüchern in des Vaters Hinterlassenschaft nur wenige kannte ... Ich entsinne mich, von der Tür eintretend an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand sich auch ein Quartant, Bodmers Sammlung der Minnelieder, den ich ergriff und zum erstenmal aufschlug; da stand zu lesen „her Jacob von Warto" und „her Kristan von Hamle" mit Gedichten in seltsamem, halb unverständlichem Deutsch; das erfüllte mich mit eigner Ahnung. Wer hätte mir damals gesagt, ich würde dies Buch viele zwanzigmal von vornen bis hinten durchlesen und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es nur unnütz auf dem Brett. Sie haben es sicher nie gelesen, damals aber getraute meine keimende Neigung noch nicht, es von Ihnen zu entleihen; doch blieb es so fest in meinen Gedanken, daß ich ein paar Jahre hernach auf der Pariser Bibliothek nicht unterließ, die Handschrift zu fordern, aus welcher es geflossen ist, ihre anmutigen Bilder zu betrachten und mir schon Stellen aufzuschreiben. Solche Anblicke hielten die größte Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau zu lesen und verstehen zu lernen. — WdB.

3. Mein Sinn ist auch sehr gleich geblieben; ich könnte noch heute und morgen die Bücher unter den Arm nehmen und in die Schule laufen. — An Frl. L. und A. v. Haxthausen, 23. März 1824.

4. Mein 47. Geburtstag (ach, wie alt und wie viel noch zu lernen!) wurde vor acht Tagen feierlich begangen. — An den jungen Gelehrten E. Braun, 12. Januar 1832.

5. Es ist so meine Natur, daß ich aus Umgang und Lehre immer weniger gelernt habe als durch mich selbst. — An Lachmann, 12. Mai 1840.

* * *

6. Es steht [mit dem Reisen um zu reisen] wie mit dem Bücherlesen, da ein Unersättlicher durch 100 Bücher durchaus nicht mehr wird befriedigt werden als durchs erste, was er gelesen. Ich möchte von Herzen gern reisen, einige Jahre, weil ich weiß, wie erstaunlich weiter das unser Studium bringen wird. Ist der Savigny nicht darum auch gereist? Und für die alte Poesie sind 100 Gründe mehr da, und zu wie vielem werden wir nie auf andere Weise gelangen! — An Wi., 25. Juni 1809.

7. Lange Zeit stand meine Sehnsucht unverrückt und ungestillt nach dem Norden, von wannen unserer Sprache und unserem Altertum nicht das Urbild, aber ein ähnliches Gegenbild entnommen werden kann. Auf den Süden, seit die Mailänder Palimpsesten herausgegeben waren, hatte meine Spannung nachgelassen. Lieber wollte ich lernen ohne zu reisen als reisen ohne zu lernen; daß man ausginge in die Fremde und kein großes Geschäft in ihr zu verrichten hätte, erachtete ich für Abbruch am Gewissen und Greifen nach dem Ungewissen. Jetzt ist mir geschehen, daß auf die Gefahr hin, Suchens und Findens überhoben zu sein, ich in zwei Herbsten hintereinander, weil an der veränderten Luft meine Brust heilen sollte, schnelles Flugs die südliche und nördliche Halbinsel von Europa erreichte, und meine Augen haben sich geweidet an allem, was von gotischen Handschriften in Mailand, Neapel und Upsala überhaupt noch vorhanden ist. — RE.

* * *

8. [Über Tiersch' Klage, daß die Wissenschaft keine endgültigen Ergebnisse finde, urteilt Grimm gegenüber Benecke, 23. Oktober 1819:]

Daß alle echte und den menschlichen Geist würdig beschäftigende Arbeiten niemals fertig werden, das ist ja nun gerade etwas Erfreuliches. Eine Aufgabe ganz lösen, heißt mit anderen Worten: ihr ein beschränktes Ziel setzen. Je höher man hinaufsteigt, desto mehr flachen sich die niedern Stufen ab, die man früher ersteigt, und Sätze, die uns jetzt in der Grammatik neu und bedeutend vorkommen, werden künftig zu den trivialen gehören. — Bloßer Gelehrsamkeit haftet ein Nebenbegriff des Angelernten bei, während die eigentliche Wissenschaft vorzugsweise aus sich selbst hervorgestiegen ist. — UR.

9. Von der Wissenschaft hege ich die höchste Vorstellung. Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungenen Wasser, das unabläßig fortrinnt, der Flamme, die, einmal geweckt, Ströme von Licht und Wärme aus sich ergießt. Solange es Menschen gibt, kann dieser lechzende Durst nach Wissenschaft, wie vielfach er gestillt wurde, nie völlig erlöschen. — UR.

10. Das Forschen nannte ich ein unendliches, es muß so endlos sein wie der sich über uns dehnende Raum, in dessen unermessene Fernen wir immer weiter vordringen. Jede Wissenschaft ist ein sich wölbender Tempel, am Himmel aber bleibt eine Öffnung, die nicht kann zugemauert werden, gleichsam ein Anblick des menschlichen Augen undurchdringbaren Himmels. — UR.

11. Akademien sind freie, unabhängig gestellte Vereine von gelehrten Männern an der Spitze der Wissenschaft; über ihnen schweben kann nur die unmeßbare Geistesgröße einzelner auch im Wissen und in der Erkenntnis vorangehender Menschen. — UR.

12. Ins Auge springt, daß ... die Botaniker ihre Wissenschaft ursprünglich darauf anlegten, in einzelnen Kräutern heilsame Kräfte zu entdecken, die Anatomen in die Leiber schnitten, um des inneren Baus sicher zu werden, auf dessen Erkenntnis nun die Herstellung der gestörten Gesundheit gestützt werden könnte. Die Stoffe zogen als ein Mittel, nicht für sich selbst an. Allmählich aber bereitete sich eine Änderung der Ansicht und des Verfahrens vor. Da es natürlich ist und durch alle Erfahrung bestätigt wird, daß die Menschen, an dem Einheimischen, ihren Augen täglich Dargebotnen vorübergehend, vom Fremden und Neuen stärker berührt und zur Betrachtung gereizt werden, so darf man wohl behaupten, daß durch Reisen ins Ausland, wie durch Zufuhr fremder, seltner Pflanzen in unsere Gärten, die Übersiedelung vielfacher Tiergestalten aus fernen Weltteilen nach Europa den Wissenschaften ein anderes Gepräge aufgedrückt wurde und bei Erforschung der Gegenstände sie von jenen praktischen Zwecken gleichsam abstanden und sich auf unbefangenere, darum wissenschaftlichere Untersuchungen einließen. Denn das ist eben wahres Zeichen der Wissenschaft, daß sie ihr Netz auswerfe nach allseitigen Ergebnissen und jede wahrnehmbare Gelegenheit der Dinge hasche, hinstelle und der zähesten Prüfung unterwerfe, gleichviel was zuletzt daraus hervorgehe. — SprUR.

* * *

13. Deutschland, das ein eigentlich historisch gesinntes Land zu nennen ist und es darauf angelegt hat, die Geschichte der Welt zu erforschen,

wird vereint mit dem Norden dahin streben, daß die skandinavische Literatur endlich an die gebührende Stelle trete und der Wissenschaft des ganzen Europa übergeben werde. — Allgem. Lit.-Ztg. 1812.

14. Franzosen und Engländer, ihren Blick teilnahmlos oder ungläubig von unserem politischen Ringen abwendend, wo nicht gar es höhnend, erkennen auf dem Felde der Wissenschaft uns als ihnen ebenbürtig oder selbst überlegen an; sie sind längst bestrebt, unsere Leistungen und Anstalten kennen zu lernen und vielleicht nachzuahmen. Was auch in ihren Augen und mit verzehnfachtem Selbstgefühl würden wir ausgerichtet haben, hätte aller unserer Wissenschaft, das heißt der Erhebung des Geistes, auch ein stolzes Bewußtsein der Stärke und der Macht des Vaterlandes als eines Bodens, von dem der Geist sich schwingen, auf dem er weilend sich niederlassen könne, zum Grunde gelegen? Oder welch unerfülltes, glänzenderes Geschick ruht für uns auf jetzt noch unnahbaren Knien der Götter? — UR.

15. [An Benecke, der Frankfurter Sprachverhandlungen wenig günstig besprochen hatte, 13. Juli 1818:] Über das unnütze Wesen der Sprachgesellschaften, ja der Gesellschaften überhaupt haben Sie sich trefflich ausgedrückt, und alles war mir aus der Seele geschrieben. Ich gehe sogar noch etwas weiter. Gelehrte Gesellschaften werden entweder gestiftet von Fürsten und vornehmen Patronen, die dadurch ihre Eitelkeit befriedigen, vielleicht auch der Mode des Zeitgeistes nachgeben, oder von gutmütigen Leuten, die den natürlichen Trieb der Menschen, mit seinesgleichen zusammenzukommen und sich zu unterhalten, aus Irrtum auf gelehrte, d. h. nur in der Stille des Geistes gedeihen könnende Arbeiten hinwenden und sich nur zu leicht in einer gewissen Mittelmäßigkeit gefallen und beruhigen ... Wer Beruf hat, etwas Tüchtiges zu können und zu arbeiten, bei dem bildet sich natürlicherweise ein sicherer Plan, der keine Einmischung eines dritten oder gar einer ganzen Gesellschaft verträgt, aus der Unabhängigkeit allein entspringt aber die Stärke zur Ausführung ... Die scheinbarsten auch von Ihnen angeführten Vorteile der Gesellschaften sind Geld und Erleichterung oder vielleicht Möglichmachung der Sammlung zerstreuter Gegenstände durch die Verteilung der Arbeit unter alle Mitglieder ... Einzelne Arbeiten werden ebenso leicht einzeln auftreten können, was aber der Gesellschaft als solcher zukommen wird erregt zu haben, das sind ... einzelne mittelmäßige Studien. —

16. Es ist allen solchen Verbindungen [wie dem historischen Verein des Rezatkreises], erfahrenen und tätigen Geschäftsfreunden eine provinzielle Beschränkung sehr zu wünschen, welche ihren Blick auf alle und jede

Denkmäler ihrer Landschaft festhält und die Freude an dem Naheliegenden erhöht, selbst wenn dieses schiene an Wert und Bedeutung von dem Auswärtigen übertroffen zu werden. Jedwede wissenschaftliche Gesellschaft, der man Wirksamkeit zuschreiben darf, schwächt diese nicht, sondern stärkt sie dadurch, daß sie sich eine warme Enge schafft und alles dessen enthält, was den Eifer der zusammenwohnenden Teilnehmer erkalten müßte. — GGA 1831.

17. Es ist ein löblicher Grundsatz, daß die Staatsverwaltung nach der Wissenschaft greife und aus deren Mitte ihre Ämter zu erfrischen suche. — WdB.

18. Die Praxis pflegt gewaltigen Bewegungen der Wissenschaft mit trägem Fuße nachzufolgen und versteht, auf der Mittelstufe genügsam harrend, von den Ergebnissen der empfangenen Lehren nur einen kleinen Teil in Umlauf zu setzen. Nicht bloß in der Jurisprudenz, auch in den übrigen Wissenschaften sind es immer nur wenige Männer, die an der Spitze stehen und den Zügel in der Hand halten; echte Wissenschaft blüht in Oligarchien, ausübende Praxis richtet sich demokratisch ein, ich meine nicht, die dem Sonnenschein und Gewitter der Wissenschaft unmittelbar und rasch zur Seite stehende Wissenschaft, sondern die wie ein anhaltender Landregen nachschleppende. — WdB.

19. Die Heilkunde fordert zur Erkenntnis der Krankheiten und Arzeneien umfassende Studien in der Naturgeschichte und Chemie; allein der sie ausübende Arzt unterscheidet sich von dem wissenschaftlichen Naturforscher, wie das Studium der Anatomie weit über den Bedarf des Chirurgen hinaus zu hohen Ergebnissen führt. Die Ergründung der gestörten Gesundheit und die Kunst sie herzustellen ist durch jene Wissenschaften bedingt, ungefähr wie die Kriegskunst in Mathematik, Geographie und Geschichte, die Politik in Philosophie und Geschichte schöpfen. Hieraus folgt, daß ... Fakultäten [wie die medizinische] keine neuen wissenschaftlichen Gesetze entfalten, nur die geltenden anwenden ... Wesentliche Aufgabe und Zweck der Akademien kann kein anderer sein, als, wie ein mächtiges Schiff die hohe See, die Höhe der Wissenschaft zu halten und in tonangebenden, schöpferischen Vorträgen und Mitteilungen alle auftauchenden Spitzen der Forschung neu und frisch hervorzuheben und weiter zu verbreiten. Da keine Wissenschaft erschöpft oder erschöpflich ist, so wird an jeder Stelle, wo man in sie eindringe, Gewinn aus ihr erbeutet werden, wie aus dem Boden, wo man in ihn senke, quellendes Wasser zu ziehen ist. — UR.

* * *

20. Wer verabscheut mehr als ich alles, was man politisches Treiben nennt? Es hat mich nie nur aus der Ferne berührt. Steht es so mit uns, daß die Lehre des Christentums, die Strauchelnden durch Beispiel zu warnen, zu einem politischen Vergehen darf gestempelt werden? — Über meine Entlassung.

21. Wie soll unsere Vernunft der menschlichen Sprache Ursprung aus göttlicher Offenbarung ... fassen? Waren die ersten Menschen fähig, Gottes Wort zu vernehmen, d. h. zu verstehen, so scheint es unvonnöten, ihnen eine Sprache zu enthüllen, die als jenes Verständnisses Bedingung sie bereits besitzen mußten. Vorhin jedoch haben wir erwiesen, daß ihnen keine Sprache anerschaffen war [weil alles Anerschaffene unveränderlich ist], folglich daß sie gar nicht im Bereich eines Mittels standen, von welchem das Verstehen, dessen sie unerläßlich bedurften, abhing. Die Natur des Menschen war zur Zeit der Schöpfung nicht anders, als sie heute ist, sie vermochte lediglich durch ihre Sinne und die Vernunft, womit sie ausgestattet war, Eindrücke zu empfangen, die auf anderem Wege ihr gar nicht zuteil werden konnten ... Daß an eines Menschen Ohr jemals, solange die Welt steht, ein unmittelbares Wort Gottes gedrungen sei, kann alle menschliche Geschichte mit nichts beweisen ... Es bleibt nichts übrig, als daß unsere Sprache eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworben sein müsse; nichts anderes kann sie sein, sie ist unsere Geschichte, unsere Erbschaft ... Das was wir sind, wodurch wir uns von allen Tieren unterscheiden, führt im Sanskrit den bedeutsamen, ehrwürdigen Namen mandscha, welcher auch vorzugsweise in unserer deutschen Sprache bis auf heute sich erhalten hat, gotisch manniska, ahd. mannisco, nhd. Mensch ...; das Wort darf zwar mit gutem Grund auf einen mythischen Ahnen Manna, Mannus, den schon Tacitus bezeugt, auf einen indischen König Manas zurückgeführt werden, dessen Wurzel man, d. h. denken, ist und wozu unmittelbar auch manas, *μένος*, Mensch fallen.

Der Mensch heißt nicht nur so, weil er denkt, sondern ist auch Mensch, weil er denkt, und spricht, weil er denkt; dieser engste Zusammenhang zwischen seinem Vermögen zu denken und zu reden bezeichnet und verbürgt uns seiner Sprache Grund und Ursprung ... Die Sprache erscheint also eine fortschreitende Arbeit, ein Werk, eine zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken, wodurch sie zugleich getrennt und geeint werden.

Alles, was die Menschen sind, haben sie Gott, alles, was sie überhaupt erringen in Gutem und Bösem, haben sie sich selbst zu danken. Die Inspiration des Propheten ist nur ein Bild für den in ihm erweckten und wahren Gedanken. Weil aber die Sprache anfangs unvollkommen

war und ihr Wert erst steigt, kann sie nicht von Gott, der Vollendetes prägt, ausgegangen sein.

Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden, in uns, beides als kostbare Gaben, gelegt; aber wir denken erst, indem wir jenes Vermögen üben, wir sprechen erst, indem wir die Sprache lernen. Gedanken wie Sprache sind unser Eigentum, auf beiden beruht unserer Natur sich aufwindende Freiheit ..., ohne sie würden wir, den Tieren gleich, barer Notwendigkeit hingegeben sein und mit ihr sind wir emporgeklommen. — SprR.

22. Sinnreich und ergreifend wird aller Sprachenzwiespalt aus einem gewaltsamen Frevel übermütiger Menschen abgeleitet, die, den himmelstürmenden Titanen des griechischen Mythus ähnlich, der Gottheit durch einen törichten Turmbau näherzurücken wähnten und darüber die Einfachheit ihrer Sprache verloren, welche sie nun von dieser Stätte verworren in alle Teile des Erdbodens austrugen ... Da die Zersplitterung der Sprache über die ganze Erde und ihre endlose Mannigfaltigkeit höchst naturgemäß war und die größten Werke der Menschheit förderte, darf sie bloß wohltätig und notwendig, keineswegs verwirrend heißen und ist sicher auf ganz andere Weise erfolgt, als uns diese einem lauten Einspruch der Sprachgeschichte überhaupt ausgesetzte Erzählung zu verstehen gibt. Hier reicht meine Untersuchung an einen theologischen Standpunkt, vor dem sie nicht zu erschrecken braucht. — SprR.

23. Diese Sprache, dies Denken steht nicht abgesondert da für einzelne Menschen, sondern alle Sprachen sind eine in die Geschichte gegangene Gemeinschaft und knüpfen die Welt aneinander. Ihre Mannigfaltigkeit aber ist bestimmt, den Ideengang zu vervielfältigen und zu beleben. Von dem sich ewig erneuernden, wechselnden Menschengeschlecht wird der köstliche allen dargebotene Erwerb auf die Nachkommen übertragen und vererbt, ein Gut, das die Nachwelt zu erhalten, zu verwahren und zu mehren angewiesen ist. Denn hier greifen Lernen und Lehre unmittelbar und unvermerkt ineinander. Die ersten Worte vernimmt der Säugling an der Mutterbrust, von der weichen und sanften Mutterstimme ihm entgegen gesprochen, und sie schmiegen sich fest in sein reines Gedächtnis, bevor er noch der eignen Sprechorgane mächtig geworden ist; darum heißt sie die Muttersprache, und so erfüllt sich mit den Jahren in schnell erweiterten Kreisen ihr Umfang. Sie allein vermittelt uns am untilgbarsten Heimat und Vaterland, und was von den einzelnen Geschlechtern und Stämmen, die gleiche Spracheigenheit eingedrückt empfangen, muß weiterhin von der ganzen menschlichen Gesellschaft gelten. — SprR.

24. Alle und jede Rechtsverhältnisse entfalten sich auf einem sinnlichen Boden, ohne welchen sie nicht denkbar erscheinen, soweit sie allmählich von ihm abgewichen sind. Die Ehe zwischen Mann und Frau, des Vaters Gewalt über das Kind hat sicher von selbst und vor der Zeit bestanden, wo der eingetretene Zusammenfluß vieler Familien in ein Volk jenen Verhältnissen bestimmte positive Bedingungen zufügte oder die schon in der Sitte gebildeten ausdrücklich anerkannte. Hinter allem Recht liegt also ein natürlicher und sittlicher Zustand, wie den Wörtern unserer Sprache eine sinnliche Vorstellung vorausgeht, aus der sie *entsprungen* sind. Man hat in der Etymologie bisher vorzugsweise die äußeren Bestandteile der Wörter, Buchstaben und Laute gepflegt, den Ursprung, Fortschritt und Übergang der Begriffe allzusehr vernachlässigend, die Vorstellungen mehr von den Wortgesetzen abhängig gemacht, als Worte und Gedanken ineinander sich verschlingen lassen. — WdB.

25. Die Sprachwissenschaft hat ebenso sorgsam die mannigfaltigen Übergänge der geistigen Vorstellungen als die leiblichen Wortgestalten zu erforschen, und beide Wege leiten bis in das höchste Altertum zurück. — SchG.

26. Sprachforschung, der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich doch noch nie in der Weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloß *Häuser bauen*, sondern auch darin wohnen. — GdSpr.

27. Ich hatte eingesehen, daß die Grundlage der menschlichen Sprachwerkzeuge, die uns anerschaffenen Bedingungen der Sprache, unter den geheimnisvollen Gesetzen stehen, die uns die Naturwissenschaft überall unwandelbar zeigt; zugleich aber, daß in der Sprache noch ein wärmeres und veränderlicheres Element walte, das ihrer Findung, Aneignung, Fortpflanzung und Vervollkommnung unter den Menschengeschlechtern, das sie der Geschichte überweist und aus ihrem *Schoß* die ganze Mannigfaltigkeit der Literatur hervorgehen läßt ...: Bei dieser neuen Philologie stehen alle Zungen des Erdbodens in demselben Recht, und verachtet werden darf keine. — WB.

28. Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und

Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europas, der germanischen und romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zueinander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja, die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur klassischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehen, künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichtum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte, ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte: Doch einige wohltuende Erinnerungen wird sie darbieten, und wer möchte ihr die Hoffnung abschneiden? Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht am Anfang, sondern in ihrer Mitte, ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen. Wer aber kann dieser Zukunft heimliche Wege alle spähen? — SprR.

* * *

29. Es ist in den protestantischen Liedern doch, wie im Evangelium, ein keuscher und sachgemäßer Ton, kräftiger und tröstlicher als die katholische Poesie und nun gar wie manche neue dem ersten Anblick nach schöne Lieder, die aber mit dem Heiligen spielen. — An Wi. aus Paris, 10. November 1815.

30. Das ist nicht zu leugnen, daß durch Verbannung der deutschen Sprache aus der Kirche der Gottesdienst an Innigkeit und Andacht verlor und die Beziehungen des Sinnes auf die durch Gesang und Musik angelegte Erhebung des Gemütes größtenteils untergehen mußten. — GGA 1832 bei Hoffmanns Geschichte des deutschen Kirchenliedes.

31. Die christliche Kirche war von Anfang und zu allen Zeiten eine lehrende, die nicht bloß ihren Glauben fest einzuprägen, sondern auch jegliche Wissenschaft zuletzt auf ihn zu beziehen trachtete. Je straffer ihren Zügel sie anzog, desto strenger pflegte sie Erziehung und Unterricht zu leiten und auf allen Gebieten menschlicher Erkenntnis im Hintergrunde eine Mauer zu errichten, vor welcher still zu stehen geboten, die zu überschreiten untersagt war. Das Christentum tat durch seine milde Wärme dem inneren Menschen Vorschub, machte ihn also für das Wissen an sich empfänglich; allein die Leiter der christlichen Gemeinde hemmten und beschränkten diese wohltätige Wirkung, sie führten

eine Reihe dunkler Jahrhunderte herauf, in denen sich keine freiere Menschlichkeit entfaltete. Konnte auch im Geleite der Kirche die Wissenschaft eine Strecke des Wegs zurücklegen: allmählich begannen beide sich zu scheiden und feindselig einander entgegenzusetzen. Die Wissenschaft will nur glauben, was sie weiß, die Kirche nur wissen, was sie glaubt. Nie hat es die Kirche gescheut und unterlassen, aus ihrer Geringschätzung alles menschlichen Erkennens gegenüber den von ihr erfolgten[1]) Zwecken ein Hehl zu machen, und mit solchem Anspruch, wenn er gälte, fiele die Wissenschaft zu Boden. Dem Tode verfallen sein ist unserem Leib, nach dem ewigen Grunde des Wissens zu dringen ist unserem Geist vorausbestimmt. Die Kirche will aber allein beseligen und bietet der menschlichen, auf zahllosen Wegen zur Erkenntnis Gottes vorstrebenden Natur Trotz. Nach dieser durchgehends verfochtenen Ausschließlichkeit der Kirche mußten alle von den Heiden, die auch am Schleier gelüftet hatten, eingeschlagenen Mittel, wo nicht verkehrt, doch unzulänglich befunden, jede Rückkehr zu der die Vorwelt schon erregenden und befruchtenden Gedanken auf einem gewissen Punkt für Ketzerei verschrien werden, bis endlich eine solche Ketzerei zu ewiger Ehre unseres Vaterlandes durchschlug. Die Reformation verhält sich zur katholischen Kirche fast wie das Christentum seines Stifters und der Apostel zu dem Glauben der eifernden jüdischen Priester, und alle heilsamen Folgen der Glaubensreinigung mußten der ganzen Welt, ja wider ihren Willen und in weiterer Ferne selbst der alten Kirche zugute kommen. Diese ihrem Wesen nach unvollendete und unabgeschlossene Glaubensläuterung ist es, die auch, indem sie der Wissenschaft Ketten allmählich sprengte, dem Altertum der Griechen und Römer seinen lange verhaltenen Atemzug wieder löste. Man hat es ihr schwer aufgebürdet, mit einemmal die politische Einheit der Deutschen gebrochen und einen noch heute klaffenden Spalt zwischen Brüdern hervorgebracht zu haben. Wessen war aber die Schuld, der vorschreitenden Protestanten oder der zurückbleibenden Katholiken? Von jeher galt Fortgang für des Menschen würdiger als Stillstand, und es ist, wer genauer schaue und den Finger der Vorsehung erkennen will, ein in Deutschland vorher gestörtes Gleichgewicht eben dadurch auf andere Weise hergestellt worden. Da nämlich früher die Herrschaft der hochdeutschen in Süddeutschland entsprungenen Sprache aus bekannten Ursachen auch über Norddeutschland erstreckt worden war, scheint durch ein nach der anderen Seite fallendes Los die der südlichen Hälfte unseres Vaterlands mehr entzogene geistige Ausbildung deutscher Sprache und Dichtkunst eine Zeitlang der nördlichen überwiesen, damit auch für sie die Spracheigenheit selbst gerechtfertigt und erworben würde. Östreich und Bayern mußten nach der Glaubensverbesserung, an der

[1]) Altertümlich soviel wie: verfolgten.

sie sich nicht beteiligten, die früher bei ihnen zu Hause wohnende und erblühte Macht der Poesie in norddeutsche Landteile ausziehen sehen, von wannen erst nach und nach die Wirkung wieder auf sie zurückscheinen konnte. Die protestantische Kirche jedoch, deren größere Freiheit seit Luther der Sprache und Wissenschaft zu Gewinn ausschlug und ihnen beiden einen unverkennbar protestantischen Charakter aufdrückte, hat auch nach unerfreuenden Rückschritten jene wiewohl geminderte Opposition gegen die Wissenschaft nie ganz aufhören lassen. Wenn einmal die gesamte, katholische wie protestantische Kirche zu ruhigem Vollbesitz ihrer menschenbeglückenden Kraft gelangen, ihr Glaubens- und Sittengesetz auf eine geringe Zahl einfacher Gebote beschränken wollte und darüber hinaus jeden Menschen mit sich selbst, wie es die duldsamen Alten taten, fertig werden ließe, so brauchte sie nicht länger Proselyten zu werben, nicht mehr Liebe und Haß aus demselben Gefäß zu gießen, und wäre der in vielen Zeitaltern umsonst erschollenen, endlich abgenutzten Klage über die Sündhaftigkeit und den Verfall der Welt enthoben. Je mehr sie sich aber dieser wahrhaft menschlichen, jene Kluft allein heilenden Richtung zukehrt, in demselben Maße werden sich auch einmal alle Fragen nach unserer besten Erziehung und Wissenschaft vereinfachen, alle Mittel dazu erleichtern. Jetzt deckt uns den Himmel noch ein großes Stück Gewölk. — UR.

32. Die weiten nordischen Landstrecken haben dem Protestantismus von Beginn an sich unterworfen und ungespalten fast nichts von der unseligen Verwirrung erfahren, die uns in Deutschland begegnet oder die in England ein nicht völlig ausgetilgtes keltisches Element anschürt und hegt. Doch sind der Kirchenverfassung zumal in Schweden aus katholischer Zeit einzelne Bräuche geblieben, die nur auf den ersten Anblick, bald aber so wenig stören, als die äußere Form der alten Kirchen den Protestanten zuwider ist. — RE.

33. Es scheint das Begraben vorangegangen, im Verbrennen ein Fortschritt geistiger Volksbildung gelegen zu sein, von welchem zuletzt wieder abgewichen wurde, als die Menschheit fähig geworden war, noch allgemeinere Stufen ihrer Veredlung zu betreten. — LVR.

34. Es war ein heiterer, der Menschheit würdiger Gedanke, ihre Toten der hellen und reinen Flamme statt der trägen Erde zu überlassen. — Ebenda.

35. Für die angemessenste, das Gedenken am längsten sichernde Bewahrung unserer Überreste wird die gelten müssen, welche den geringsten Raum kostet und die vergehende Gestalt zu erhalten aufgibt. — Ebenda.

36. [„Über das zu Abend Speisen bei den Göttern" = sterben:] Die Vorstellung der Deutschen von diesem künftigen Aufenthalt war nur noch frischer und leibhafter als die griechische: statt in machtloser Schatten Weise zu schweben, kehren alle Helden, zu frohem Gelag empfangen, bei Wuotan ein; edle Frauen werden von Frowa oder Freyja der Göttin in ihrem leuchtenden Gemach aufgenommen ... Glaube an Unsterblichkeit wie an Gott waltet in der menschlichen Brust untilgbar; unsere Vorfahren aber glaubten an Wiederauferstehung des Leibes so wenig als Griechen und Römer, denen die Ausdrücke *ἀνάστασις*, resurrectio in jüdisch-christlichem Sinn fremd waren. Es ist auch eine schwere Vorstellung, daß die müden, dem Schoß der Erde zurückgegebenen und in Staub aufgelösten, verwesten, zerstreuten oder gleich nach dem Verbrennen zu Asche gewordenen Gebeine sich wieder sammeln, aufrichten und in eine der irdischen Gestalt ähnliche verklärte gebildet werden sollen. Bei der geheimnisvollen Wandlung des Eies in den Vogel, des Samenkorns in die Pflanze, der Puppe in den Schmetterling gewahren wir einen haftenden, wenn auch geringen Stoff, aus dem das neue Wachstum sich mächtig erhebt; die Erfahrung aber lehrt uns, daß der Leichnam zuletzt ganz verflüchtigt wird ohne kleinsten Rest. Wenn unsterblich heißt unaufhörend, nicht wie des Lichtes Flamme erloschen, tödbar zwar, aber nach dem Tode, d. i. der Trennung der Seele vom Leib, in sich bewußter Besonderheit fortdauernd und bleibend, so muß das Geheimnis solcher Dauer bloß auf der Seele beruhen und in ihr haften, nicht in dem zerstörten Leib und nicht in dem kleinsten Teile desselben. Bedingung und Gestalt des ewigen Fortlebens bleiben uns auf Erden unerkannt und unerforschlich; doch kindlicher Vorstellung der Völker war es angemessen, wie alle Götter menschenähnlich, auch einen künftigen Aufenthalt nach dem jetzigen eingerichtet zu denken. Jener kindlichste Wahn, der Gestorbene, dem Geld in den Mund, sein Schwert zur Seite gelegt wurde, trete sogleich die Reise in ein anderes Land an, setzte noch unzerstörbaren Leib voraus; darum war das Begraben älter als das Verbrennen der Leichen. Die jüdische Lehre läßt die scheidende Seele des guten Menschen alsbald nach dem Tod in Abrahams Vaterschoß, die des bösen zur Hölle gelangen. Das Christentum knüpfte der Toten Auferstehung an ein jüngstes, beim Ende der Welt erfolgendes Gericht, lüftet uns aber den Schleier nicht über das Verhalten der einzelnen Seelen zwischen dem Tod und solchem Gericht. Zwar sagen wir allgemein von einem eben Verstorbenen: er ist im Himmel, er ist bei Gott; doch widerspricht das eigentlich jener erst durch das Gericht einmal abzuwägenden, rechts oder links schlagenden Entscheidung und ist wohl nur volksmäßiger, die heidnische Annahme: er ist in die Unterwelt, in Walhalla, ersetzender Ausdruck; das katholische Fegefeuer, die Lehre der Kirchenväter vom limbus haben bloß Anspruch auf mythische oder

dogmatische Grundlage, aber keine so fest sinnliche, heitere, wie die der Heiden war. Christi Worte an den Schächer: „Heute wirst du mit mir in dem Paradiese sein", sind der veredelte, gereinigte Ausdruck für einen zu allen Zeiten das menschliche Gemüt bewegenden Gedanken, von dem ich hier ausging. — Ztschr. f. Gesch.-Wiss. 1845.

36. Kein Nachdenkender kann umhin, den Begriff des Auferständnisses von dem der Fortdauer oder des künftigen Lebens zu unterscheiden. Selbst dem Auferstehen ist das Verbrennen der Leiche nicht mehr entgegen als das Begraben, da wir aus Erfahrung wissen, daß alle Bänder und Fugen des Leibes im Verwesen gerade wie im Brand aufgelöst werden. Von allen Bestattungsweisen wäre, sinnlich angesehen, das Einbalsamieren den gekleisterten und verklebten Gliedern und Beinen wieder aufzustehen am hinderlichsten. Aber der unsäglich viele Menschen quälenden Vorstellung des lebendig Begrabens machte das Verbrennen ein unmittelbares Ende. Für ein Sakrament der christlichen Welt kann weder das Begraben gelten noch das Verbrennen für ein Hindernis der Seligkeit, welche niemand den sonst in Flammen oder im Wasser Umgekommenen abspricht. Die Kirche aber befiehlt, den Toten zu begraben, wie sie befiehlt, das Neugeborene, nicht erst das Erwachsene, seiner Vernunft mächtig Gewordene zu taufen ... Bei dem durchdringenden Gefühl, daß unser irdischer Teil verloren gehe, raunt in der innersten Brust eine geheimnisvolle Stimme uns unwiderstehlich zu, der seelische Teil bleibe erhalten. — LVR.

37. Dem Verbrennen der Toten widersetzten sich Juden und Christen, weil Abraham und Sara (von keinem ihrer Vorfahren sagt es die Schrift), Jakob und dann alle bis auf Lazarus herab begraben wurden, und Christus, unseres Glaubens Stifter, aus dem Grab erstand.

Das ist dem Menschen eingeimpft, daß er an Wunder, die ihn zu Gott führen, glaube. Ich glaube an ein Wunder des Samens, der in die Erde gelegt aus seinem inneren Haft hinauftreibt und sich zu zartem, farbigem, duftigem Kraut entfaltet; ich glaube nicht, daß das zerstörte, auseinanderfallende, haftlose Korn in dem Boden treiben würde. Selbst die Geheimnisse sind den Gesetzen der Natur unterworfen. Wie vermöchte der an seiner Seele Fortdauer gläubige, neues Leben ahnende Mensch für wahr zu halten, daß die durch Feuer oder Erde, schnell oder langsam verflüchtigten Teile seines vergänglichen und vergehenden Leibes ihrem Stoffe nach wieder zusammengeheftet würden; wie könnte ihm die Auferstehung oder das Emporsteigen der Rauchsäule mehr als ein Bild jener geistigen Fortdauer sein? Des mit höchster Weisheit auf die Sinne eingerichteten Leibes fleischliche Herstellung müßte ein anderes sinnliches Leben nach sich ziehen und ein höheres hindern; die Art und

Weise der uns geschehenden Erhöhung oder Vergeistigung spricht aber keine Zunge aus.

Desto gleichmütiger dürfen wir dem Verbrennen der Leichen sein geschichtliches Recht widerfahren lassen und von diesem Standpunkt her die Wahrheit der Worte des Dichters empfinden:

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du,
Öffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh.
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu. — LVR.

38. Poesie und Philosophie, finde ich, haben ein großes Merkmal zusammen gemein, das, daß sie Werkzeug und Ausrüstung bei sich selber tragen, nicht, wie andere Wissenschaften, erst auf äußere Quellen und Vorgänger zurückzuschauen brauchen ... Neben dieser wesentlichen Unmittelbarkeit und dem autokratischen Gehalt aller dichterischen und philosophischen Schöpfungen erscheint aber der wichtige Unterschied, daß dem Dichter auch eine sofortige Einwirkung auf das Volk zusteht, dem Philosoph nur eine langsamere gestattet ist. Denn jener geht geradeswegs auf das Gemüt des einzelnen los, die philosophische Lehre hat gleichsam erst Zwischenräume zu durchdringen und läuft Gefahr, sich in zunftmäßigem Dogmatismus unterdessen abzuschwächen. — SchR.

39. Vielfach ist der Glaube unserer beiden großen Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden von seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem, der blinder Gläubigkeit anheimfiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen oder abzusprechen; der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker, bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen, und wer hätte nicht auch mit anderen Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht als denen, die uns die Kirche an Hand reicht? Jedermann weiß, daß Lessing, sich aus den Bedenken windend, oft ganz unverhalten redet; auf ihn geht die Bezeichnung eines Freigeistes oder Freidenkenden vollkommen so rühmlich als zutreffend, da sie ihrem Wortsinne nach etwas Edles und

der Natur des Menschen Würdiges ausdrücken, dem mit freien, unverbundenen Augen vor die Geheimnisse der Welt und des Glaubens zu treten geziemt. Warum verkehren und verunstalten sich doch die besten, reinsten Wörter? Goethe hat sich an zahllosen Stellen ..., zumeist im Faust, über die Höhen und Tiefen unseres Daseins mit voller Kühnheit dargegeben, anderemal, wo es der Zweck seiner Mitteilungen erbrachte, scheu und behutsam. Sein Meister birgt Schätze von Enthüllungen in kräftigerer und in blasserer Tinte geschrieben; man muß von sich selbst abtrünnig geworden sein, um wie Stolberg solch ein Buch, nach Ausschnitt der Bekenntnisse einer schönen Seele, fanatisch den Flammen zu überliefern. Aus Stellen des dramatischen Dichters läßt sich ja eigentlich kein Beweis gegen ihn selbst schöpfen, weil er in der Rolle der verschiedensten Personen redet, deren Stimmung er uns aufdecken will, in die er sich versenkt hat; und warum sollten einem Dichter nicht auch sonst Lust oder Bedürfnis anwandeln, sich in Empfindungen anderer Menschen zu versetzen, die lange noch nicht selbst seine eigenen sind, dann aber auch nah an diese streifen? In den drei Worten des Glaubens und den drei Worten des Wahns läßt Schiller unverschleierte Blicke in sein Innerstes werfen, schmerzhaft elegische Töne besingen die Götter Griechenlands und den Untergang der alten Welt, während der Eisenhammer und der Graf von Habsburg sich auch in die Wunder der christlichen Kirche finden. Doch hat ihm diese liebevolle Hingabe an den Gegenstand nirgends den freien Weg seiner Gedanken verschlagen, im Gegensatz zu Philosophen, die sich darauf einlassen, die Lehre der Offenbarung mit ihrem eigenen System zu verschmelzen, und dann verlorene Leute sind. Unter der Überschrift „Mein Glaube" dichtete Schiller:

Welche Religion ich bekenne? — „Keine von allen,
Die du mir nennst." — Und warum keine? „Aus Religion."

Die Religion lebt in ihm, und die lebendige ist auch die wahre, vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharf genommen alle Spitzen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern, deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand, wie könnte gekommen sein, das gottlos wäre? Mir wenigstens scheinen sie frömmer als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menschen. — SchR.

10.

Gott und Natur.

Gott hat auch das Kleine wie das Große geschaffen, und alles, was der Mensch genau betrachtet, ist wunderbar, Sprache, Wort und Laut.

1. Die Arbeit ist unser, das Geraten Gottes Segen. — 1826 aus einem alten Büchlein an Frl. v. Haxthausen.

2. Mit Freuden gebe ich dem Publikum dieses seiner Aufmerksamkeit nunmehr würdiger gewordene Werk, das ich ... unter Sorgen und Nöten, wo mir die Arbeit bald verleidet gewesen, bald — und nach Gottes Güte öfter — mein Trost geblieben ist, bis dahin vollbracht habe. — Vor der 2. Aufl. der Gr.

3. Für die Zukunft hab' ich noch keinen Plan und muß Gott alles anheimstellen, ich besorge, man wird nirgends glauben, daß *wir* ihm haben mehr als den Menschen gehorchen wollen. Die in Parteien geteilte Welt glaubt nicht, daß jemand anders als aus Parteirücksichten habe handeln können. Ich muß entweder abgeschmackte Lobpreisungen oder hoffärtige Verhöhnung ertragen, ich weiß nicht, was von beiden mir mehr zuwider ist. — Wilhelm an Frau Achim v. Arnim nach 1837.

4. Wie herzlich ruft Ihre Stimme auch zu den Verstoßenen, nicht zu den Verlassenen; denn wir fühlen uns erwärmter als je in der Teilnahme so vieler guter Menschen, seit wir diese seltene, unserem stillen Leben so *fremde Schule* der Leiden durchmachen müssen. — An Frhr. v. Meusebach, 6. Januar 1838.

5. Verkennend, daß auch die edelsten und berühmtesten Einrichtungen darunter am meisten leiden, wenn die Gerechtigkeit von ihren Verwaltern versäumt wird, sind sie [dem hannöverschen Verfassungsbruch nicht entgegentretende Professoren] Beamten ähnlich, die aus mißverstandener Liebe zu ihrem Amt dessen ganze Würde *in die Schanze schlagen* und das ihnen rein anvertraute Gut *fleckig werden lassen*, um ihren Nachfolgern wegen der zu ziehenden Diäten nichts zu vergeben. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundlage des

Daseins wert, ich meine: gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten? Sie wird, von dieser abgetrennt, wie jene italienischen von Marmor täuschend nachgeahmten Früchte, ein eitles Schaugericht, das niemand sättigt und nährt. — Über meine Entlassung.

* * *

6. Es ist im Ernst die Frage geschehen, ob die heidnischen Götter wirklich dagewesen seien, und mir graut, darauf zu antworten. Die einen leibhaften Teufel und eine Hölle glauben, die darangingen, Hexen zu verbrennen, können geneigt sein, es zu bejahen, weil sie wähnen, die Wunder der Kirche durch den Erweis des Wunders, das in Besiegung der falschen Götter als wirklicher Feinde und gefallener Engel enthalten wäre, zu festigen. — DM.

7. Götter, d. i. Vervielfachung der einen, höchsten, unerfaßlichen Gottheit, sind nur als menschlich gestaltet zu fassen, und himmlische Wohnungen gleich irdischen werden ihnen beigelegt; doch etwas anderes ist die Scheu, das Unermessene (die magnitudo coelestium [bei Tacitus]) im Bilde darzustellen und zwischen irdische Wand zu zwängen. Die Gottheit wirklich abzubilden fällt rein unmöglich. Darum hat bereits der Dekalog des AT. solche Bilder untersagt, Ulfilas verdeutscht *εἴδωλον* durch galiug oder galiugaguþ: alle Abbildungen des Gottes sind Lug und Trug; und des Christentums erste Jahrhunderte verabscheuten Bilderdienst, der allmählich in die Kirche wieder einriß. Die Bildsäulen griechischer Götter gingen doch ursprünglich vom heiligen Typus aus, der nur vorschreitend weltlicher ward; die Gemälde des Mittelalters, später selbst Raffaels große, seelenergreifende Kompositionen konnten, weil ihnen solcher Typus gebrach, ihre Gestalten bloß erdichten, wie die Legende, aus der die Künstler meistens schöpften, schon Gedicht und Sage war; diese Malerei steht also unter den Werken griechischer Kunst, und im Geiste des Protestantismus sind die Bilder aus den Kirchen zu weisen. Wenn aber heidnische Götter auf Bergen und in heiligen Wäldern gedacht wurden, so dürfen als hohe Bäume gen Himmel strebende Kirchen unseres Mittelalters, deren erhabenem Eindruck kein griechisches Gewölbe gleichkommt, wohl auf jene germanische Vorstellung zurückgehen. — DM.

8. Unter allen Formen ist monotheistische, wie der Vernunft die angemessenste, der Gottheit die würdigste, auch scheint sie die ursprüngliche. Vielgötterei ist, bedünkt mich, fast überall in bewußtloser Unschuld entsprungen: sie hat etwas Weiches, dem Gemüt Zusagendes, sie wird aber, wo der Geist sich sammelt, zum Monotheismus, von welchem sie ausging, zurückkehren. Niemand schilt die katholische Lehre vielgötterisch, und doch ließe sich angeben, von welcher Seite die Katholischen zu den

Heiden sich verhalten, wie die Protestanten zu den Katholischen. Das Heidentum unterlag der Gewalt des reinen Christentums, im Verlauf der Zeit brachen in der Kirche wieder heidnische Regungen vor, und von diesen strebte die Reformation zu reinigen ...

Von eigentlichem Dualismus hab ich unser Heidentum freigesprochen. Er scheint mir gegenüber dem Polytheismus nicht wie dieser durch Verwilderung, sondern in bewußter, vielleicht sittlicher Reflexion später entspringend. Vielgötterei ist duldsam und freundlich: wer nur Himmel oder Hölle, Gott oder Teufel im Auge hat, pflegt überschwenglich zu lieben und hart zu hassen ... Zwischen viel und alles Vergöttern fällt eine Grenze schwer; denn auch die ärgste pantheistische Ansicht wird noch Ausnahmen machen ...

Wie schon die alten Kosmogonien sich umdrehen, darf man heidnische Götter ausschließlich weder auf Astrologie und Kalender, noch auf Elementarkräfte, noch auf sittliche Gedanken, sondern nur auf ein beständiges, unabläßiges Wechselwirken dieser aller zurückbringen. Niemals war das Heidentum aus der Luft herabgefallen, es wurde undenkliche Zeiten hindurch von der Überlieferung der Völker fortgetragen, zuletzt aber beruhen muß es auf geheimnisvoller Offenbarung, die sich der wunderbaren Sprache, der Schöpfung und Fortzeugung der Menschen vergleicht. Unser einheimisches Heidentum erscheint ungedrückt durch traurige Vorstellungen vom Elend des herabgesunkenen Daseins, wie die indische Emanationslehre; es huldigte sorgenfreiem Fatalismus und glaubte ein Paradies, Welterneuerung, vergötterte Helden. — DM.

9. Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei; schon der liebreichen Güte Gottes wäre das entgegen, die allen Zeiten seine Sonne leuchten ließ und den Menschen, wie er sie ausgerüstet hatte mit Gaben des Leibes und der Seele, Bewußtsein einer höheren Lenkung eingoß: in alle, auch die verschriensten Weltalter wird ein Segen von Glück und Heil gefallen sein, der edel gearteten Völkern ihre Sitte und ihr Recht bewahrte. — DM.

10. Sollen und dürfen wir uns Gott redend denken? Redete, d. h. spräche er menschliche Worte, so müßten wir ihm auch menschlichen Leib, zumal alle jene leiblichen Organe beilegen, von welchen gegliederte Rede abhängt. Es scheint mir aber gleich widersinnig, einen vollkommenen Menschenleib ohne eins seiner Gliedmaßen, z. B. ohne Zähne, als die Gottheit mit Zähnen, folglich essend sich vorzustellen, da die Zähne nach unserer weisen Natur zwar mit beholfen sind zum Sprechen, hauptsächlich aber zum Zermalmen der Speise dienen. Auf solche Weise würde es ganz unmöglich sein, eins der anderen Glieder des Leibes, deren

innerer und äußerer Einklang unsere höchste Bewunderung rege macht, irgend der schaffenden Gottheit abzusprechen oder beizulegen. Mit Recht sagt schon Wolfram im Parzival 119, 20 von Gott: der antlitzes sich bewac [nicht gebildet war] nach menschen antlitze.

Wenn aber überhaupt ein Leib, mindestens ein menschlicher der Gottheit gar nicht anstände, wie könnte Rede oder Bedürfnis der Rede ihr beigemessen werden? Was sie nur denkt, das will sie auch, was sie will, hat sie ohne Aufenthalt und Zweifel mit mehr als Blitzesschnelle vollführt. Wozu hätte sie sich eines Boten bedient, um langsamer auszurichten, was sie mit einem Wink, wenn es ihrer Weisheit gefällig gewesen wäre, vollbrächte? Rinnen in dem göttlichen Sein alle jene von uns gesondert betrachteten Eigenschaften, Allmacht, Urplan und Ausführung nicht zusammen? Ohne ihresgleichen, doch uneinsam waltet die Gottheit allenthalben in der unendlichen Natur Fülle, des Behelfs einer der menschlichen auch nur von ferne vergleichbaren Sprache bedarf sie nicht, wie ihre Gedanken nicht den Weg des Menschendenkens gehen. — SprR.

11. Gott ist unsere erhabenste, lauterste Abstraktion, ein Strom von Geist; wer nur das geringste Konkrete untermengen wollte, trübt und entweiht die Reinheit des Gedankens. Die Epitheta des Mächtigen, Allwissenden, Allgegenwärtigen u. a. im Grunde immer nur dasselbe sagende Gott beizulegen sind wir bereit, hüten uns aber, was daraus folgt, zu folgern. Die falschen, heidnischen Götter wurden gerade auf dem ungekehrten Wege erdacht, sie sind ganz konkret, nur ihren Gipfeln pflegte man einzelne abstrakte Eigenschaften einzubilden ... Ich unterscheide drei Perioden, die erste, wo nur geopfert, die zweite, wo geopfert und gebetet, die dritte, wo nur gebetet wurde. — ... Ich glaube nicht, daß ein ärgerer Mißbrauch auf der Welt sei, als die auferlegte Häufung der Gebete, die bedachtlos aus leerer Angewöhnung von Morgen bis zu Abend in fast allen Teilen der Erde laut und leise erschallen ... Schwindet neben solchen Formeln nicht die von Antonin mit Recht verlangte *ἁπλότης* und *ἐλευθερία* des Gebetes? — GR.

12. Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner von uns weichen sollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit da, wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrtümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkungsart zu bewähren, hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am innersten erregt und ergriffen wird, in der Beschaffenheit unseres Glaubens und der Einrichtung unseres öffentlichen Wesens. Einem freigesinnten

alten Mann wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näher zu rücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständiger Abschluß werden könne, da wir dann aufhören würden Menschen zu sein. [Folgt Nr. 5, 22.] Sicher ist nun, daß hinter allen Wünschen die Wirklichkeit, an die wir zunächst gebunden sind, in unermessenem Abstande stehen bleibt, doch sollen uns jene Ideale vorschweben als Leitsterne, und wer wollte dem Alter den Wahn abschneiden, daß es sie schon am Rande des Horizonts aufschimmern sieht? — AR.

* * *

13. Ein noch so unscheinender Punkt leitet auf den tiefeingreifendsten, in dem Kleinen liegen die Spuren des Größten, Göttlichen sowohl als Menschlichen. — MG.

14. Gottähnlich sind alle Menschen, allein Gottes Ebenbild wird erst durch die Tat des Menschen, der seinesgleichen zeugt, gleichsam zu jedem geborenen Menschen hinzugerufen und neuerdings mit wiedergeboren. — D. Mus. 1813.

15. Vieles in der Welt geht mir hinderlich, doch gibt es auch Stunden der Vergütung. Zu solchen stillen Freuden rechne ich den Erwerb Ihrer biederen Freundschaft. Schlägt eine solche Stunde an, so mache ich gern hinaus ins Freie und bedenke alles, was ich liebhabe, diesmal in der kalten reinen Luft. Ich erinnerte mich des 24. April 1819 — wo Beneckes „Besprechung von Grimms deutscher Grammatik" eingegangen war —, wo ich unter Nachtigallenschlag und ausbrechendem Laub in Gedanken herumging. — An Benecke, 18. Dezember 1822.

16. Drei Gegenstände sind es, an denen sich in Italien ein offener Sinn laben kann: die Größe und Herrlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Landes ... und die allenthalben auf ihm ausgestreuten Denkmäler der Kunst.

Über alles andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewiger Jugend unsere Geschlechter hinsterben und aus der die Kunst immer nur Stücke hernehmen kann, stolz oder zufrieden, sie in ihr engeres Maß zu fassen. Doch den Menschen vermittelt des Künstlers oder Dichters schöpferischer Geist jene göttliche Natur im näheren Bilde. — RE.

17. Wenn Analogie obwaltet zwischen Schöpfung und Zeugung, sind doch beide als ein erster und zweiter Akt wesentlich verschieden voneinander. Die ewig sich erneuernde Fortzeugung erfolgt vermöge einer

in das erschaffene Wesen gelegten Kraft, während die erste Schöpfung durch eine außerhalb dem Erschaffenen waltende Macht geschah. Die Zeugung ruft, wie das Schlagen des Stahls an den Stein schlafenden Funken weckt, neues Dasein hervor, dessen Bedingung und Gesetz bereits dem Zeugenden anerschaffen war. Hier aber scheint für den genau Überlegenden in der Tat ein Wendepunkt zu liegen, wo Naturforschung und Sprachforschung wesentlich sich voneinander scheiden, und alles Folgende wird gerade davon abhängen, ob wir die Sprache als ein Erschaffenes oder Unerschaffenes anerkennen. War sie erschaffen, so bleibt ihr erster Ursprung unseren Blicken ebenso undurchdringbar als der des zuerst erschaffenen Tieres oder Baumes. Falls sie aber unerschaffen, d. h. nicht unmittelbar durch göttliche Macht, sondern durch die Freiheit des Menschen selbst hervorgebracht wurde und gebildet, so mag sie nach diesem Gesetz ermessen, ja von dem, was uns ihre Geschichte bis zum ältesten Stamm hinauf ergibt, darf über jenen unerfüllten Abgrund von Jahrtausenden zurückgeschritten und in Gedanken auch am Ufer ihres Ursprungs gelandet werden. Der Sprachforscher braucht also nicht die Hand abzulegen, sondern kann weiter gehen als der Naturforscher, weil er ein menschliches, in unserer Geschichte und Freiheit beruhendes, nicht plötzlich, sondern stufenweise zustande gebrachtes Werk seiner Betrachtung unterwirft, da im Gegenteil alle erschaffenen unfreien Wesen gar keine Geschichte kennen und bis auf heute beinahe noch ebenso sich verhalten, wie sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen sind ... Das Angeschaffene hat, weil es angeschaffen ist, unvertilgbaren Charakter.

Alle Tiere leben und handeln also nach einem in sie gelegten dunkeln Trieb, der, an sich gar keiner Steigerung fähig, von Anfang an schon seine natürliche, dem Menschen manchmal unerreichbare Vollkommenheit mit sich trug. Das Spinngewebe ist so zart und regelrecht vom Tierlein aus seinem Leib gezogen und ausgespannt wie im Laubblatt die selbstgewachsenen Rippen. Die Biene bewirkt ihre kunstmäßige Sechseckenzelle ein- wie das anderemal, ohne haarbreit je von dem ihr vorgeordneten Muster und Bauplan abzuweichen. Dennoch wohnt den Tieren mehr oder minder außer dem in ihnen herrschenden Instinkt der Notwendigkeit ein Analogon von Freiheit bei, die sie leise anfliegt, aus der sie unmittelbar wieder in ihre Natur zurücktreten. Wenn Bienen ausgeflogen sind, um Honigstoff einzuholen, und sich auf eine Heide niederlassen, von welcher sie immer zu rechter Zeit und sicher den Heimweg nach ihrem Stock nicht verfehlen, mag es einzelne unter dem Schwarm geben, die sich ein paar hundert Schritte abwärts verfliegen und in der Irre zugrunde gehen: ihnen ist die kleine Freiheit verderblich geworden. Es gibt gelehrige Tiere, die der Mensch für seine Zwecke abrichtet, und leicht ist wahrzunehmen, daß, je ausgebildeter jener Kunsttrieb sich

entfaltete, desto weniger solches Abrichten vonstatten geht. Die Biene oder Ameise wären für alle menschliche Lehre unempfänglich, aber Hund, Pferd, Rind, Falke nehmen sie bis auf einen gewissen Grad an und ergeben sich dem Willen des Menschen. Alle jedoch, erließe man sie dessen, würden gern in ihre natürliche Ungezwungenheit zurückkehren und das Angelernte vergessen. Das ganze Tierleben scheint eine Notwendigkeit, aus der zuckende Richtungen oder Blicke der Freiheit sie nicht vermögen loszureißen; entgehen [doch] wir freien Menschen selbst zuletzt nicht dieser Not. — SprR.

18. Nicht starr und ewig wirkendem Naturgesetz, wie des Lichtes und der Schwere, anheimgefallen waren die Sprachen, sondern menschlicher Freiheit in die warme Hand gegeben, sowohl durch blühende Kraft der Völker gefördert als durch deren Barbarei niedergehalten, bald fröhlich gedeihend, bald in langer, magerer Brache stockend. Nur insofern überhaupt unser Geschlecht am Widerstreit des Freien und Notwendigen unausweichlichen Einflüssen einer außerhalb ihm selbst waltenden Macht unterliegt, werden auch in der menschlichen Sprache Vibration, Abdämpfung oder Gravitation dürfen gewahrt werden. — Ebenda.

19. Niemand kann bezweifeln, daß eine schaffende Urkraft unablässig auch ihr Werk fortdurchdringe und forterhalte. Das Wunder der Weltdauer kommt dem ihrer Schöpfung vollkommen gleich. Diese sich unausgesetzt kundtuende göttliche Kraft ist keinem als dem Verstehenden eine kennbare Offenbarung. Da sie die gesamte Natur durchdringt und in allen Dingen enthalten ist, liegt sie zugleich offen und verborgen da und mag bloß durch das Mittel der Dinge selbst erforscht werden. Denn sie ist in allen Dingen, eben darum nicht außer ihnen. Unverstanden redet die Natur, solange der Suchende nicht auf ihre Spur kommt und sie ihm verständlich wird. — SprR.

20. Das Verhältnis Gottes zur Natur beruht auf gleich festen, unerschütterbaren Gesetzen wie die Bande der Natur unter sich, und da diese ihr Geheimnis und Wunder nur in sich selbst, nicht außer sich tragen, so muß jedes nicht natürliche Mittel von ihnen ausgeschieden sein. Ein Geheimnis, bei dem es unnatürlich herginge, gibt es nicht. — Ebenda.

Schluß.

Der Mann und sein Stil.

Erblüht nicht die Sprache in günstiger Lage wie ein Baum, der sich frei nach allen Seiten ausbreiten kann?

In Denken, Fühlen und Wollen ein Mann von einem Guß, in schlichter innerlicher Größe wird Jakob Grimm gewiß vor den Lesern dieser Auswahl stehen. Der Forscher, der charaktervolle Mann ist auch ein Meister der Sprache. „Seine ganze Rede geht überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnötiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhaltung, alles ist vorhanden", so würdigte er selbst 1859 die Sprache des seinem Herzen am nächsten stehenden Dichters, Goethes. Von der Kühnheit des Dichters abgesehen, eignen diese Tugenden auch Grimm, namentlich ist alles vorhanden, was wir nach Buffons Wort, der Stil ist der Mensch, auch von seiner Darstellung, seiner Sprache erwarten dürfen: unbedingte Wahrhaftigkeit. Immer ist sie ermessen, d. h. dem Gegenstande wohl angemessen. Äußerst knapp und einfach in der Darstellung des Tatsächlichen, auf das er im Hörsaal alleinigen Nachdruck, fast bis zur Trockenheit legte, mild und warm, sobald er als heiterer Bürger dieser schönen Welt oder teilnahmsvoller Geschichtschreiber menschlichen, zumal deutschen Geisteslebens sein Herz mitreden lassen wollte, blieb er ganz natürlich und schlechthin sachlich, auch wenn ihn Freude und Begeisterung an dem, was die mächtigen Tatsachenreihen ihm sagten, zum Bilde zu greifen vermochten, um die eigene Erkenntnis durch den Ring der Liebe, durch den Abglanz der Schönheit auch Hörern und Lesern desto strahlender und erwärmender zu zeigen.

Es kann in diesem Buche, dessen Lesern Grimms eigene Worte entgegenschallen sollen, nicht daran gedacht werden, das Recht zu solcher Einschätzung im einzelnen zu erweisen. Wer die Fingerzeige gelegentlichen Sperrdrucks beobachtet hat, der in allen ausgehobenen Stücken auf das Bildliche im Ausdruck oder ausgeführte Vergleiche hinweisen wollte, der bedarf auch längst keines Nachweises mehr. Nur für eine Andeutung der Gebiete, an denen Grimms abbildendes Künstlerauge hing, und für einige Zeugnisse über die Forderungen, die er selbst an die Bildkraft des Schriftstellers stellte, sei zum Ausklang für den Sammler noch ein kurzes Gehör erbeten.

Früh, 1805 in einem Pariser Briefe an Wilhelm, nahm Grimm an dem sonst geschätzten Jean Paul Ärgernis wegen seiner Sprung-

haftigkeit und der Gesuchtheit seiner Bilder, und noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens, im Vorwort zum Wörterbuch, verurteilt er solche Art in seiner eigenartigen Kennzeichnung der sogenannten drei Stilarten: „Mich hat die unmittelbare Anwendung der Standesverhältnisse, wie sie im altdeutschen Recht wahrgenommen werden, auf die Sprache eine einfache Trilogie gelehrt. Der freie Mann steht in der Mitte, aus welcher auf der einen Seite der Edle sich erhebt, auf der anderen der Unfreie herabsinkt. Nicht anders steigt aus der das volle Maß des natürlichen Redevermögens darstellenden freien Sprache einerseits die edle, andererseits die unfreie. Das Edle nennen wir auch das Höhere, Erhabene, Feine; das Unfreie auch das Niedrige, Platte, Gemeine, Bäurische, Grobe, Derbe. Die natürliche Sprache hat in sich die Anlage zu beiden, dem Feinen wie dem Groben: aus der edlen Sprache ist der grobe, aus der groben der edle Bestandteil entfernt, das Grobe, Derbe wird leicht unrein und schmutzig, das Feine geziert und zimperlich, auch schlüpferig erscheinen." —

Kein schlüpfriges Wort, außer wo er im Wörterbuch ein solches objektiv feststellen mußte, ist des Reinen Mund oder Feder entströmt, und auch wenn die sittliche Entrüstung eine Grobheit forderte, hören wir ihn wohl, wie Nr. 7, 43 zu einer fremden Anführung greifen. Seiner Rede fehlt es nicht am Edeln, Erhabenen, Feinen, meist hält sie die Mitte des freien Mannes. Als solcher ließ er sich anfangs auch wohl gehen und nahm gern auch aus altdeutschen Schriften, aus Mundart und Landschaft ein eigen anheimelndes Wort an, wie er es aus Wien unterm 27. Januar 1815 vertrat: „Ich leugne nicht die Notwendigkeit oder das Befugnis einer allgemeinen Bildungssprache, die sich aus den unterschiedenen Mundarten eines Volkes mittenein zusammen hebe, wie jede Mundart ihrerseits über den Häusern und Familien schwebt, was und wie darin gesprochen werden mag ... Was ich insgemein geschrieben habe, ist mir oft selbst nicht recht ... Den Stil soll man lassen gehen, wie er geht und kann; was tut es, wenn ich jetzo nicht mehr so schreibe wie vor ein paar Jahren; wenn man sich mit der Sprache, Sprachgebrauch, Poesie und Erkenntnis der alten poetischen Wendungen und damit, daß ihnen die bisher versagte Gerechtigkeit widerfahren soll, abgibt, so scheint es mir zu entschuldigen, geschweige natürlich, daß man sich mancherlei Wörter und Formen im eignen Stil angewöhnt, die einem geläufig werden und das Publikum, das an solchen Studien teilnimmt, gerade auch da wohl leichter ertragen kann. Ich bin meistenteils unbefangen dabei und suche selten danach; anders zu schreiben würde mich unstreitig mehr zwängen."

In Briefen blieb er der Neigung treu, an die Heimat, die Sprechweise des Empfängers anzuklingen, und wie wir dies in Nr. 7, 41 schon hörten, vernehmen wir es wieder 30. Oktober 1824 an Benecke: „Arx hat dem

Lachmann also die Bedingung gemacht, ‚nit uszegehe"'. Das Volks- und Sprichwort wußte er auch im Lehr- und Festvortrag immer so gefällig anzuwenden, wie an Benecke, 25. Januar 1822: „Damit hat's keine Not, daß Sie das Ende meiner Grammatik nicht erleben sollten; und wenn's mit den fünf oder sechs dicken Bänden seine Richtigkeit hätte, so bleibt Ihnen immer noch Zeit, wie man bei uns sagt, spazieren zu gehen und mit den Knochen sich Äpfel von den Bäumen zu werfen."

Im allgemeinen trat er schließlich dem Standpunkt des Bruders näher, der auf bewußtere Kunst drang: „Ich glaube, daß eine allgemeine Sprache sich alles dessen enthalten muß, was bloß landschaftlich sein kann, nun gar das Persönliche dürfte nie heraustreten, auch wo einer mit sich selber spräche. Die allgemeine Sprache ist so gut etwas Künstlerisches als ein Werk der Malerei und Bildhauerkunst, sie muß edler und tragisch würdiger sein als die landschaftliche, und das bloß häusliche hineinzudrängen würde als ein Flecken erscheinen" (11. Januar 1815). 1825 zu einer Ausgabe der deutschen Predigten Bruder Bertholds bemerkt dann Jakob: „Bertholds von Regensburg Beredsamkeit ist die wahre, welcher Gedanken und Worte beinahe nie versagen, die in natürlicher, kräftiger Einfalt zu den Herzen dringend ihrer Wirkung sicher ist. Seine Bilder sind nicht gehäuft, aber immer an der richtigen Stelle gebraucht und aus dem Leben gegriffen." Und 1844 bei Besprechung von Wilhelm Müllers Geschichte und System der altdeutschen Religion vertritt er als seine „erhärtete Ansicht" den echten Künstlerstandpunkt, „daß in diesem Fach, wie eigentlich in allen Fächern, Materie und Behandlung wie Leib und Seele durcheinander bedingt sind."

Was sich der Bescheidene 18. Dezember 1822 Benecke gegenüber wünschte: „wenn ich älter werde, ebenso warm und begeistert für etwas schreiben zu können", wahrlich, er hat es erreicht.

Er hat es erreicht, weil sein Schaffen nach dem Gesetz alles geistigen Schaffens verlief, wie wir es ihn selbst Nr. 10, 18 feststellen hörten, weil es eingestellt war auf den Ausgleich zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Aus seinem eigensten Innern, aus der Tiefe des Gemütes und der Weite seiner Erkenntnis schöpfte er den Gehalt des Weltbildes, das wir kennen, und er verlieh ihm die dauernde Gründung, indem er mit heiligem Fleiße nur der Sache diente, indem er bis ins Kleinste die Wirkung der Umwelt würdigte, statt dem blendenden Spiel launischer Einbildungskraft zu folgen. Er gewann diesem Gemälde durch die freudige Bindung auch des Willens an den Boden, dem Wissen und Empfinden entwuchsen, auch die Gestaltung, das wärmende Sprachgewand und dessen gefälligen Bilderschmuck, indem er gleich dem Baume, dem er eine gedeihende Sprache vergleicht, ganz mit der lieben Natur und trauten Heimaterde atmete. Oder welche Quellen speisen denn Grimm seine Bildersprache und die Gleichnisse, die auch durch seine stoffschweren Vorlesungen wie

milde Lichtblicke zogen? Feld, Wald und Garten mit dem schöpferischen Weben und Wehen in Tier und Pflanze wie mit den Spuren ordnender Menschenhand, das fliegende Wetter und wogende Meer und darüber die immer gleichen leuchtenden Sterne, das Haus und die Familie mit ihren bitteren und noch öfters süßen Sorgen und sichern Segnungen, Handel und Wandel und das ganze bunte Treiben voran der geliebten freien werktätigen Stände, das der Menschen Beziehungen regelnde Recht und, einem echten Nachfahren Lessings in Denken und Gestalten gemäß, die die Manneskraft stählende Fehde, dazu ein Gruß der Kunst und manche biblische Wendung für das Wehen des göttlichen Odems, den er in allem Leben spürte.

Grimm fand den Ausgleich zwischen Freiheit und Notwendigkeit, wie im Schaffen, auch im Leben. Noch seine Zeichnung des Greisenalters, *seines* Greisenalters, in Nr. 10, 12 beweist, er war keine Faustnatur, in ihm wohnten nicht zwei Seelen, die die eine sich wollte von der andern trennen; und schon früh, als er durch die politischen Verhältnisse in das Pariser und Wiener Treiben zur Seite der Staatsmänner gezogen wurde und sich gewillt und stark zeigte, in Bahnen, die seinem Geist gemäßer waren, zurückzulenken, schuf er den Ausdruck, der für sein ganzes Wesen immer bezeichnend geblieben ist: *seelenruhige* Arbeit.

* * *

1840 vor seiner Ausgabe der altenglischen Legendendichtung Andreas und Elene schreibt Grimm das schön ausgeführte Gleichnis nieder: „Wir sinnen und trachten gern über die Vergangenheit. Wenn im Frühling die höher steigende Sonne aus der winterkalten Erde Gräser, Halme, Blüten treibt, so hegt im Herbst der Boden zwar noch Wärme des Sommers, aber Spitzen und Wipfel beginnen erkaltend abzuwelken. Dann geschieht es, daß das grüne Laub einiger Bäume vor dem letzten Fallen seine Farbe wechselt und in Röte übergeht. Solch ein Herbstesaussehen hat mir die im Heidentum wurzelnde angelsächsische Dichtung: nicht ohne matten Widerschein setzt sie ihre Säfte auch noch einmal um und verkündet ihren nahen Tod."

Heut trägt nicht bloß angelsächsische Dichtung, sondern das ganze Wesen der Briten, wie es diesen Weltkrieg entfachte, solche Fahle der Götterdämmerung. Wenn es in ihr herabsinkt vom Scheitelpunkt ragendster geschichtlicher Größe und ein neuer Weltlenz dem deutschen Wesen lacht, möge dann Grimms Geist helfen, das größere Haus uns zu bauen. Möge er helfen, den Fluch gieriger Unrast und Zwiespältigkeit, der bis an die Schwelle des Krieges auf uns lastete, für immer zu bannen und, was im Ausgleich der Freiheit und Notwendigkeit, des Sollens und Wollens den Besten der Krieg schon gebracht hat, dauernd allen zu wahren: die Ruhe der Seele!

Erlebtes u. Erschautes

Eine Sammlung
geschichtlicher Denkwürdigkeiten

Jeder Band gebunden Mark 1.80
In Ganzleinenband Mark 2.25
Kl.-4°

Im Reiche der Azteken. Die Eroberung Mexikos durch Ferdinand Cortez. Nach den Berichten des Eroberers bearbeitet von P. Schneider. VII, 206 Seiten. 11 Abbildungen.

Aus dem 30jähr. Krieg. Schilderungen und Berichte von Augenzeugen. Ausgewählt und bearbeitet von Gerhard Krügel. VIII, 198 Seiten. Mit 17 Abb.

Durch das tropische Südamerika. Aus Alexander von Humboldts Berichten über seine Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents. Bearbeitet von Wilh. F. Burr. IV, 261 Seiten. Mit 10 Abbildungen.

Aus deutscher Ritterzeit. Götz von Berlichingen / Hans von Schweinichen. Eigene Berichte ihres Lebens und ihrer Taten. Die Herren von Zimmern. Bearbeitet von Franz Ehin. III, 211 Seiten. Mit 23 Abbildungen.

Auf unbekannten Meeren. James Cooks Tagebuch seiner dritten Entdeckungsfahrt in die Südsee und das Nördliche Eismeer. Ausgewählt von Paul Schneider. III, 235 S. Mit 13 Abb.

Vor sechshundert Jahren im Reiche der Mitte. Marco Polos Berichte über seine Reise nach China und seinen Aufenthalt am Hofe des Großkhans der Mongolen. Bearbeitet von K. Meyer-Frommhold. 192 Seiten. Mit 10 Abb.

Aus dem Leben eines Wandervogels. Johann Gottfried Seumes Leben und Wanderungen von ihm selbst erzählt. Ausgewählt von Paul Schneider. 255 Seiten. Mit 20 Abbildungen.

Aus der französischen Revolution. Schilderungen und Berichte von Augenzeugen. Ausgewählt und bearbeitet von Walther Friedrich. 203 Seiten. Mit 12 Abbildungen.

Gedicht-Sammlungen

in

künstlerischer Ausstattung

Jeder Band gebunden Mark 1.80
In Ganzlederband Mark 3.—
Kl.-8°

Vom goldnen Überfluß. Eine Auswahl aus neuern deutschen Dichtern für Schule und Haus im Auftrage und unter Mitwirkung der Literarischen Kommission der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben von Dr. J. Loewenberg. Vermehrte Ausgabe. 131.—150. Tausend. 312 Seiten.

Was die Zeiten reiften. Gedichte aus acht Jahrhunderten. Herausgegeben für Schule und Haus von der Literarischen Kommission der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. 11.—18. Tausend. 296 Seiten.

Von allen Zweigen. Eine Sammlung deutscher Gedichte. Herausgegeben von H. Lorenz, H. Raydt u. R. Rößger. 2. Auflage. 9.—13. Tausend. VIII, 302 Seiten.

Aus Volkes Herz und Mund. Deutsche Volkslieder, ausgewählt und getreu nach den ältesten Quellen und den besten mündlichen Überlieferungen hergestellt von Georg Wehr. 6.—10. Tauf. 264 Seiten.

Der Herrin ein Grüßen. Deutsche Minnelieder aus dem zwölften bis vierzehnten Jahrhundert. Ausgewählt und nachgedichtet von Richard Zoozmann. 306 Seiten. Neu.

Weißt du noch? Deutsche Liebeslieder. Herausgegeben von Julius Berstl. 306 Seiten. Neu.

Lachende Lieder seit anno 1800. Eine Sammlung humoristischer Lyrik. Herausgegeben von Julius Berstl. 11.—18. Tausend. 268 Seiten.

Am Liederquell der Völker. Eine Auswahl aus der klassischen Lyrik der Weltliteratur. Herausgegeben von Dr. Julius Wentzel. 310 Seiten.

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Voigtländers
Quellenbücher

Eine wohlfeile Sammlung
literarischer und bildlicher Quellen
für jedermann

Zur gediegenen Unterhaltung, zur Befriedigung des persönlichen Wissenstriebes und zur Vertiefung jedes Studiums

Die Sammlung wendet sich an jeden, der an die wahren Quellen unseres Wissens herantreten will, sei es in ernstem Studium, sei es zur belebenden Vertiefung seiner Kenntnisse, sei es aus Freude an gediegener und doch spannender Leseunterhaltung.

Die ausgewählten Quellen sind teils Neudrucke urkundlicher oder literarischer Quellenwerke, teils bildliche Urkunden mit begleitendem Text, teils quellenmäßige Darstellungen erster Hand. Sie bringen aus den verschiedensten Gebieten des Wissens für die Entwicklung das Wesentliche und Entscheidende.

Alle Bände der Sammlung werden von Fachmännern nach dem Stand der jüngsten Forschungen ausgewählt und bearbeitet. Sie sollen sowohl den Sachkenner befriedigen, als auch von jedermann, ohne besondere Vorkenntnisse, mit Verständnis und Genuß aufgenommen werden können.

Ausführliche Verzeichnisse durch jede Buchhandlung oder

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
76
G8

Grimm, Jakob Ludwig Karl
Der deutsche Gedanke bei
Jakob Grimm